Moderne

Romane des Auslandes

in guten Uebersetzungen.

Band 86.

Rupert Godwin von **M. E. Braddon.**

In vier Bänden.

Rupert Godwin.

Roman

von

M. E. Braddon.

Autorisirte Ausgabe.

Aus dem Englischen übersetzt

von

August Kretzschmar.

Erster Band.

Berlin, 1868.

Verlag von Otto Janke.

Inhalts-Verzeichniß.

Erster Band.

Erstes Capitel.

Ein trauriger Abschied.

Auf einem reizenden Wohnsitze, halb Villa, halb Schloß, tief in den Waldesgründen von Hampshire, lebte eine Familie, welche einem Dichter das Ideal zum Bilde häuslichen Glücks hätte liefern können.

Der Familienkreis war kein großer. Er bestand aus vier Personen, dem Capitain Harley Westford vom Kauffahrteidienste, seiner Gattin, seinem Sohne und seiner Tochter.

Der Capitain und seine Gattin standen beide in der Blüthe des mittleren Lebensalters. Das Leben schien für sie in seine schönste und beste Phase getreten zu sein.

Clara Westford's ursprüngliche Schönheit war allerdings vielleicht mit dem Schnee durchlebter Winter und den Blüthen verflossener Frühlinge verschwunden, aber es war darauf eine andere Gattung Schönheit gefolgt — die ruhige Liebenswürdigkeit der Hausfrau, deren Leben wolkenlos gewesen ist wie ein einziger langer Sommertag, und

so rein wie der noch von keinem Fuße berührte Schnee einer fernen Alpenregion.

Ja, sie war noch sehr liebenswürdig. Die Schönheit hat ihren Spätsommer und der Glanz desselben ist kaum geringer als die ursprüngliche Frische des Frühlings.

Mrs. Westford besaß aber auch einen noch seltneren Reiz als bloße Vollkommenheit der Züge und des Wuchses. Jeder Blick, jede Bewegung war bei ihr durchdrungen von jener unbeschreiblichen Anmuth, für welche wir leider keinen bezeichnenderen Ausdruck als „feiner Ton" finden können. Sie besaß jenes gewinnende Wesen, was man Grazie zu nennen pflegt.

Die Personen, welche den Capitain und seine Gattin genauer kannten, sprachen heimlich davon, daß Clara Westford aus einer vornehmeren Familie stamme als die ihres Gatten war. Man sagte, sie habe das Haus eines reichen Vaters verlassen, um den Kampf des Lebens mit dem freimüthigen, biederen, schönen Seemann aufzunehmen, und sich auf diese Weise selbst für immer von der Familie ausgeschlossen, welcher sie angehörte.

Niemand kannte die eigentliche Geschichte dieser Entführungsheirath. Der Capitain und seine Gattin hielten die Geheimnisse der Vergangenheit in ihrer eigenen Brust verschlossen. Mrs. Westford ließ sich nur sehr selten bewegen, von ihrer Vermählung zu sprechen. Wenn sie dies aber that, so geschah es stets mit Worten, welche den Stolz

verriethen, womit sie sich als Weib eines solchen Mannes betrachtete.

„Ich weiß wohl, daß seine Familie nicht im Adelskalender zu finden ist, und daß sein Großvater Führer eines Kauffahrteischiffs war, wie er selbst," pflegte sie zu sagen, „ich weiß aber auch, daß sein Name, von den Wenigen, die ihn genau kennen, geehrt wird, und daß in seiner Vaterstadt Westford und Rechtschaffenheit gleichbedeutende Ausdrücke sind."

Nur ein einziger Schatten verdunkelte je diese ländliche Wohnung in den grünen Waldungen und anmuthigen Weideplätzen Hampshires, aber dieser Schatten war ein furchtbarer.

Er zeigte sich allemal, wenn der Gatte und Vater sich genöthigt sah, die Theuern zu verlassen, welche ihm sein Haus zum Paradiese machten. Trennung war in diesem stillen einfachen Familienleben etwas sehr Häufiges. Die Berufspflichten des Capitains riefen ihn aus diesem glücklichen Winkel des friedlichen England hinweg auf den Schauplatz der Gefahren und Stürme.

Heute scheint die Junisonne hell auf den Rasenplatz und die Blumenbeete im Garten des Capitains, mit dem Sonnenschein aber kommt auch der Schatten und die helle Mittagsstunde ist für das Haus des Seemanns eine Stunde der Trauer.

Der Capitain und seine Gattin wandeln langsam

Arm in Arm in einer langen Allee von Hasel- und Lambertnußbüschen auf und ab.

Es ist ein lieblicher Tag gegen das Ende des Juni. Die Rosen stehen in ihrem schönsten Glanze, der tiefblaue Himmel wird von keiner Wolke beschattet, das Summen der Bienen und das Zwitschern der Vögel erfüllt die ganze Luft mit den einfachen Harmonien der Natur und tausend Schmetterlinge flattern über den Blumenbeeten und dem glatten Rasen vor den Fenstern des alten Landhauses.

Die gothischen Fenster mit ihren blanken, oft wunderlich geformten Scheiben blitzern und blinken in dem warmen Sonnenschein wie eben so viele Augen. Das gelbe Moos auf dem spitzen Dache, das dunkle Roth des Mauerwerks zeichnet sich scharf ab gegen den dunkelblauen Himmel und bietet ein Gemälde, welches die Augen des Malers erfreuen würde.

Der Sonnenschein taucht jedes Blatt und jede Blume in seinen warmen Strahlenglanz, er überfluthet die Bäume mit goldenem Licht, er verwandelt und verklärt die alltäglichsten Gegenstände, so daß die Erde fast einem Feenlande gleicht.

An einem solchen Tage scheint es fast unmöglich, zu glauben, daß Kummer oder Herzweh irgend welche Existenz auf dieser schönen Erde haben könne. Wir vergessen beinahe, daß auch von Schönheit und Sonnenschein umgeben, Herzen brechen können.

Clara Westford's edles Antlitz ist an diesem sonnigen Morgen bleich und bekümmert. Dunkle Ringe umgaben ihre Augen — innig blickende Augen, aus deren klaren Tiefen die Seele der Wahrheit herausschaut. Die ganze vergangene Nacht hindurch hat dies treue Weib gewacht und auf ihren Knieen zugebracht im Gebete zu Ihm, der allein den Wanderer und Seefahrer beschützen kann.

„O Harley," rief sie in leisem, zitterndem Tone, während ihre schlanken Finger den Arm des Capitains fester faßten, „es ist so bitter — so bitter, fast zu bitter zu tragen. Wir haben uns schon oft trennen müssen, aber heute zum ersten Male ist der Schmerz der Trennung fast qualenvoller als ich ertragen kann."

Ein Ausdruck tiefer Qual ruhte auf dem bleichen Antlitz der armen Frau, während sie sich nach ihrem Gatten herumdrehte, ein Ausdruck, der noch mehr verrieth, als ihre leidenschaftlichen Worte. In ihren schönen blauen Augen war keine Thräne zu sehen, wohl aber machte um die zusammengepreßten Lippen eine zitternde Bewegung sich bemerkbar, welche auf eine ganze Welt von Leiden schließen ließ.

Zur See oder überhaupt zu jeder Stunde der Gefahr und des Kampfes besaß Harley Westford den Muth eines Löwen, der Anblick des Kummers seiner Gattin aber verwandelte ihn in den größten Feigling.

Er kämpfte jedoch standhaft, seine Bewegung zu

verbergen, und antwortete daher im Tone erkünstelter Heiterkeit:

„Mein liebes Kind, Deine Trauer ist thöricht und der Frau eines Seemanns, deren Seele über jede Furcht erhaben sein muß, unwürdig. Unsere gegenwärtige Trennung darf keine schmerzliche sein, denn stehe ich nicht im Begriff, meine letzte Reise zu machen? Nach dieser einzigen Fahrt nach China, durch welche ich für Dich und unsere Kinder einen tüchtigen Sack voll goldener Guineen zu verdienen hoffe, gedenke ich für meine übrige Lebenszeit dieses theure alte Haus nicht wieder zu verlassen, sonnur als Landwirth zu leben, Rinder und Schweine zu züchten und Riesenrüben und dergleichen landwirthschaftliche Wunderproducte zu erzielen, gerade wie ein alter Landedelmann, der zu nichts Anderem geboren ist. In der That, Clara, diesmal solltest Du auch nicht eine einzige Thräne vergießen.“

„Es sind keine Thränen in meinen Augen, Harley,“ antwortete seine Gattin in jenem leisen, schwankenden Tone, der so unverkennbar innere Qual und Aufregung verräth, „mein Kummer ist zu tief, als daß er sich durch Thränen kundgeben könnte. Ich habe seither an den Tagen unserer Trennung stets Thränen vergossen, und ich weiß, daß meine furchtsame Schwäche Dir oft den Muth geraubt hat, Harley; heute aber kann ich keine Thränen vergießen. Mein Herz ist von einer furchtbaren Angst erfüllt. Ich

habe während der ganzen vergangenen Woche schwere, ahnungsvolle Träume gehabt. Mein Gebet in der vergangenen Nacht hat mir keinen Trost gebracht. Es war, als wäre der Himmel taub gegen mein Flehen. Ich komme mir vor wie ein Unglücklicher, der mit verbundenen Augen am Rande eines Abgrundes einherwandelt; jeder Schritt kann ihn in die grauenvolle Tiefe hinabstürzen. O, Harley, Harley, habe Mitleid mit mir! Ich weiß, daß auf dieser Reise Gefahren, tödtliche, unsichtbare Gefahren auf Dich lauern. Gehe nicht fort! Habe Erbarmen mit meiner Angst, Harley, und gehe nicht fort!"

Wieder umschlossen die zarten Hände krampfhaft den Arm des Seemanns. Es war, als wollte die Verzweifelnde ihren Gatten wider seinen eigenen Willen festhalten.

Capitain Westford lächelte wehmüthig.

„Mein gutes Kind," sagte er, „so thöricht auch, wie ich weiß, Deine Befürchtungen sind, so würde ich denselben doch vielleicht Gehör schenken, wenn ich nicht mein Wort verpfändet hätte, diese Reise zu machen, und wann hätte Harley Westford wohl jemals sein Wort gebrochen? Unter meiner ganzen Mannschaft ist Keiner, der nicht diese Fahrt als ein Mittel betrachtete, um seinem Weib und seinen Kindern eine Freude machen zu können. Alle vertrauen auf mich, als ob ich nicht blos ihr Capitain, sondern auch ihr Bruder wäre, und ich kenne die Pläne, welche die armen Schelme sich gemacht, eben so wie die bittere Ent-

täuschung, die die armen Schelme empfinden würden, wenn diese Reise durch etwas vereitelt werden sollte. Nein, mein gutes, theures Weib, Du mußt muthig und standhaft sein, wie es dem Weibe eines Seemanns geziemt. Die „Lilienkönigin" — Dein Schiff, Clara, nach Dir, der Königin aller irdischen Lilien, getauft — die „Lilienkönigin" segelt morgen mit Tagesanbruch aus den London-Docks ab und Harley Westfort segelt, wenn er noch am Leben ist, mit ihr."

Die Gattin des Capitains wußte, daß alle ferneren Vorstellungen nutzlos sein würden. Sie wußte, daß ihr Gatte sein Wort und seine Ehre höher schätze als sein Leben, — ja höher selbst als ihr Lebensglück. Sie hauchte daher blos einen einzigen langen Seufzer, welcher klang wie das letzte Murmeln eines verzweifelnden Herzens.

„Höre mich an, Theure," sagte Harley Westford in einem Tone, dem er einen heitern Ausdruck zu geben bemüht war. „Höre mich an, mein gutes, wackres, treues Weib, denn ich muß mit Dir noch über eine ernste Angelegenheit sprechen, ehe die von Winchester kommende Postkutsche um die scharfe Ecke da drüben am Dorfteiche biegt."

Er sah, indem er dies sagte, nach seiner Uhr. „Noch eine einzige halbe Stunde, Clara, dann heißt es Lebewohl!" rief er. „Höre mich an, Theure. Du weißt, daß

ich, Dank der Vorsehung, im Stande gewesen bin, für Dich und unsere Kinder ein sehr anständiges kleines Vermögen zu erwerben. Dicht auf meiner Brust trage ich eine Brieftasche, welche Banknoten zum Betrage von zwanzigtausend Pfund enthält. Es ist dies die ganze Summe meines Vermögens, welches ich früher bei verschiedenen auswärtigen Unternehmungen angelegt, in der letzten Zeit aber auf den Rath meiner Freunde, welche eine bevorstehende Krisis auf dem Geldmarkt prophezeien, zurückgezogen habe. Es scheint überhaupt, beiläufig bemerkt, auf dem Geldmarkt fortwährend nicht Alles ganz sicher zu stehen. Sobald ich aus China zurückkehre, werde ich dieses Geld nebst dem Ertrage meines gegenwärtigen Unternehmens auf die beste und sicherste Weise anlegen, die mir möglich ist. Mittlerweile werde ich es in die Hände des gegenwärtigen Haupts des Bankiergeschäfts niederlegen, zu welchem mein Vater das größte Vertrauen hatte, und mit welchem er dreißig Jahre lang in geschäftlicher Verbindung stand. In diesen Händen ist das Geld bis zu meiner Rückkunft sicher aufgehoben. Um jedem Zufalle zu begegnen, werde ich Dir die Quittung des Bankiers über diese 20,000 Pfund, sowie über die auf dieses Haus und Grundstück bezüglichen Besitz-Urkunden, die ich ebenfalls bei ihm deponiren werde, zusenden. Du erhältst diese Empfangs-Bescheinigungen von mir, ehe ich unter Segel gehe, und da ich bei meinem Anwalt auch

mein Testament niedergelegt habe, so bist Du mit den Kindern sicher gestellt, möge kommen, was da wolle."

„O Harley," murmelte Clara Westford, „jedes Wort, welches Du sagst, macht mich immer elender. Du sprichst, als ob Du in den gewissen Tod gingest."

„Nein, liebes Weib, ich spreche blos wie ein kluger Mann, der die Unsicherheit des Lebens kennt. Ich will indessen nichts weiter sagen, Clara. Mit zwanzigtausend Pfund, dem Besitz dieses alten Hauses und fünfzig Ackern des besten Bodens, den es in Hampshire giebt, bist Du mit unsern Kindern nicht schlecht versorgt. Und nun, Theuerste, ist ziemlich die Hälfte meiner Zeit vorbei und ich muß gehen und den Kindern Lebewohl sagen."

Der Capitain trat aus dem schattigen Gange in den vollen Sonnenschein des Rasenplatzes. Ihm gegenüber befanden sich die Fenster eines schönen Morgenzimmers, beschattet durch eine lange, unter Geisblatt und Rosen halb versteckte Veranda. Die Käfige der Lieblingsvögel hingen unter dieser Veranda und ein Dachshund lag auf der seidenweichen weißen Matte, die vor einem der langen französischen Fenster ausgebreitet war, und blinzelte mit seinen trägen Augenlidern in der Mittagssonne.

Ein Mädchen von ungefähr siebzehn Jahren erschien an diesem Fenster.

Sowie der Capitain auf diesen Rasenplatz heraustrat, kam sie auf ihn zugeeilt.

Noch nie vielleicht hatte die Junisonne ein lieblicheres Wesen beschienen, als dieses weißgekleidete Mädchen, welches dem Capitain jetzt entgegenkam. Ihre Schönheit besaß eine sonnige Frische, die mit dem Sommermorgen in Einklang zu stehen schien. Ihre Züge waren zart geformt und Nase, Stirn und Kinn von dem reinsten griechischen Typus. Ihre Augen waren ebenso wie die ihrer Mutter, vom tiefsten Veilchenblau, groß, hell, innig, von langen braunen Wimpern begrenzt. Ihr Haar war von jener goldenen Färbung, die in der Natur so selten ist und die man in der Kunst von dem Zeitalter der römischen Lydia's und Julia's an bis in unser aufgeklärtes Jahrhundert nachzuahmen gepflegt hat.

Dies war Violet Westford. Man hatte sie Violet genannt wegen der dunkelblauen Augen, die nur ihres Gleichen in der Farbe des bescheidenen Blümchens fanden, welches seine Schönheit unter schützenden Blättern birgt. Man hatte sie Violet genannt, und wohl harmonirte der holde romantische Name mit dem ganzen Wesen dieses Mädchens, denn sie war sich ihrer Lieblichkeit ebenso unbewußt, wie die schüchterne Blume, nach welcher man sie genannt.

„Mein theurer Vater!" rief sie, indem sie ihre kleine Hand durch den Arm des Capitains steckte, während ihre Mutter matt und erschöpft auf eine Rasenbank niedersank. „Mama ist sehr grausam gewesen, daß sie Dich so lange

für sich allein behalten, während Deine arme Violet auch gerne recht innigen, herzlichen Abschied von Dir nehmen möchte. Ich habe die Minuten gezählt, Papa, und der Postwagen wird nun sogleich da sein. O Papa, Papa! Es ist so schmerzlich, Dich zu verlieren!"

Die schönen blauen Augen füllten sich mit Thränen, während das Mädchen sich an ihren Vater klammerte. Dennoch aber war in ihrem Antlitz keine Spur von dem unheimlichen Schatten zu sehen, welcher die Wangen und Lippen ihrer Mutter mit tödlicher Blässe bedeckte. Violet fühlte blos einen natürlichen Schmerz über diese Trennung von einem Vater, den sie vergötterte, und keine Ahnung drohender Gefahr lastete auf ihrem Herzen.

„Lionel läßt den Rappen satteln," fuhr sie fort. „Er will auf dem Feldwege nach Winchester reiten. Wenn der Postwagen dort ankommt, wird er schon dort sein und sich erst von Dir trennen, wenn der Zug die Station verläßt. Wie beneide ich ihn um diese halbe Stunde auf dem Bahnhofe. Die Männer sind stets besser daran, als die Frauen," murmelte die gehätschelte Schönheit von siebenzehn Jahren mit allerliebstem Schmollen.

„Horch, Kind! Da kommt schon der Wagen!"

Das eine lustige Polka blasende Horn schmetterte, während der Capitain sprach, zwischen den Bäumen hindurch.

In demselben Augenblicke kam Lionel Westford aus

einem altväterischen, mit Epheu bedeckten Thorweg hervorgeritten, welcher den Eingang zu den Ställen bildete. Der Wagen machte an dem niedrigen, breiten Gartenthore Halt, und das Horn hatte für Violet Westford einen Klang, der ihr vorkam wie der Ausdruck der Ungeduld.

Mrs. Westford erhob sich ruhig und thränenlos, aber todtenbleich von der Rasenbank. Sie kam auf ihren Gatten zu und legte ihre eiskalten Hände in die seinigen.

„Mein Geliebter, mein Alles in Allem! Ich kann blos für Dich beten! Noch eine Frage muß ich an Dich thun, Harley. Du sprachst soeben von einem Banquier. Nenne mir seinen Namen. Ich habe einen besondern Grund, diese Frage zu thun."

„Die Banquiers meines Vaters waren Godwin und Selby," antwortete der Capitain; „der gegenwärtige Chef der Firma ist Rupert Godwin. Mein theures Weib, leb' wohl!"

Das die heitere Tanzmelodie blasende Horn erklang lauter und schmetternder denn je, während Harley Westford noch einen einzigen Kuß auf die bleichen Lippen seiner Gattin drückte und sich dann losriß. Er war bei diesem traurigen Abschied so hastig und aufgeregt, daß er nichts von dem einzigen leisen qualvollen Ruf bemerkte, der sich bei dem Namen Rupert Godwin's den Lippen seines Weibes entrang.

Als aber der Wagen davonfuhr und den Gatten und

Vater hinwegtrug, da taumelte Clara Westford einige Schritte vorwärts und sank dann ohnmächtig auf den Rasen nieder.

Als Violet sich von dem Gartenthor herumdrehte, sah sie ihre Mutter bleich und regungslos wie eine Leiche am Boden liegen. Auf das Angstgeschrei des armen Mädchens kamen einige Dienerinnen aus dem Hause herbeigeeilt.

Mrs. Westford war keine weinerliche sentimentale Creatur, und wie tief sie auch stets den Schmerz der Trennungen von dem Gatten, den sie so zärtlich liebte, empfunden, so hatte sie doch nie zuvor darüber das Bewußtsein verloren. Sie hatte sich vielmehr durch die heldenmüthige Ruhe ausgezeichnet, womit sie stets ihren Kummer ertragen und ihrem Sohn und ihrer Tochter zum erhebenden Beispiel gedient hatte.

Die Dienerinnen trugen mit Violet's Hülfe die Bewußtlose in das Haus und legten sie in dem kühlen, durch die Jalousien sorgfältig dunkel gemachten Gesellschaftszimmer auf ein Sopha.

Eine der Dienerinnen eilte dann, den Dorfarzt herbeizuholen, während Violet neben ihrer Mutter knieen blieb und ihre bleiche Stirn mit starker Essenz benetzte.

Es dauerte nicht lange, so öffneten sich die dunkelblauen Augen langsam und hefteten sich mit starrem, fast unheimlichem Ausdruck auf Violet..

„Rupert Godwin, Rupert Godwin!" rief Clara West-

ford in angstvollem Tone. „O, geh nicht zu ihm, Harley, O, nein, nein, nein! Nicht zu ihm, nicht zu Rupert Godwin! Ich wußte, daß Gefahr, tödtliche Gefahr auf Dich lauert, aber nie träumte ich von dieser Gefahr!"

Wieder schlossen sich die Augen und der Kopf sank auf die Sophakissen zurück.

Der Arzt kam, aber weder er noch irgend ein anderer Arzt auf dieser Erde hätte der Armen helfen können, deren Krankheit mehr eine des Geistes als der Körpers war.

Mrs. Westford sank aus einer Ohnmacht in die andere. Sie ward in ihr Zimmer geschafft und hier zärtlich gepflegt von ihrer Tochter und von ihrem Sohn Lionel, der, nachdem er seinen Vater mit dem Londoner Zuge abfahren gesehen, von Winchester zurückkehrte. Er betete seine Mutter an und ihre plötzliche Krankheit erfüllte ihn mit Unruhe und Schmerz. Er bestand darauf, seinen Posten in einem niedlichen kleinen Boudoir einzunehmen, welches an das Schlafzimmer seiner Mutter stieß, und hier saß er eine Stunde nach der andern und horchte auf jedes Geräusch in dem Krankenzimmer.

Das alte Haus, welches vor noch wenigen Tagen von heiteren Stimmen wiedergehallt, war jetzt still, wie eine Wohnung des Todes. Der Arzt befahl, daß seine Patientin in ununterbrochener Ruhe erhalten werden solle, und seine Anordnungen wurden streng befolgt.

Obschon aber Mr. Sanderson, der Dorfarzt, ein Mann

von beträchtlicher Erfahrung war, so fand er doch, daß die Krankheit seiner Patientin seiner besten Sorgfalt und seiner höchsten Geschicklichkeit spottete.

„Das Gemüth ist krank, Miß Westford," sagte er zur Antwort auf Violets ängstliche Fragen. „Die heutige Trennung hat Ihre Mutter allzu sehr angegriffen und ihre Krankheit ist von der Art, daß nur die Zeit dieselbe heilen kann. Mittlerweile kann ich nur vollkommene Ruhe empfehlen. Das Gemüth ist durch peinliche Empfindungen allzu sehr aufgeregt worden und die Genesung muß Zeit haben. Eine gute Nachtruhe versetzt das Gehirn vielleicht wieder in seinen Normalzustand. Morgen kann Alles wieder gut sein."

Zweites Capitel.

Rupert Godwin, der Banquier.

Der Eilzug von Winchester führte Harley Westford rasch durch die schönen Landstrecken zwischen der alten Provinzialstadt mit ihrer berühmten Kathedrale und den verräucherten Dächern und Essen der Metropole. Vorüber an Hügelabhängen und sonnenbeleuchteten Wiesen, vorbei an sich entlang schlängelnden Flüssen und abgelegenen Dörfern raste das gewaltige Ungeheuer. London stieg schwarz und grämlich, aber mit einer ihm eigenthümlichen rauhen Majestät, gleich einem riesigen Cyclopen, vor den

Augen des Kauffahrer-Capitains empor, dessen Herz zwischen den Theuren, die er in der ländlichen Heimath zurückgelassen, und den abenteuer- und vielleicht gefahrreichen Scenen getheilt war, die auf dem offenen Meere seiner harrten.

Harley Westford war Seemann mit Leib und Seele. Er besaß den Muth eines Columbus und wäre gern ausgezogen, um neue Welten zu suchen, und damit seine Königin und sein Land zu bereichern, wenn das Schicksal ihm gestattet hätte, dies zu thun. Sein Herz schlug höher bei dem Gedanken an diese chinesische Expedition — eine Expedition, welche sein Vermögen um ein Bedeutendes zu vermehren versprach.

Was ihn selbst betraf, so hätte Niemand gleichgültiger gegen das Geld sein können, als er. Er besaß in dieser Beziehung den Geist eines echten Seemanns und würde, wenn er allein auf der Welt gestanden hätte, sein Gold rechts und links verschleudert haben, wie der ungebildete Matrose, der aus purer Prahlerei eine Banknote zwischen sein Butterbrot legt und mit diesem zugleich aufißt, um seine Verachtung gegen die schmutzige Spreu darzuthun.

Um seiner Kinder willen aber wünschte er die Mittel zu einem bequemen, unabhängigen Leben zu erwerben, damit kein harter Kampf die verwöhnten Kinder und das vergötterte Weib erwarten, welche bis jetzt blos den Sonnenschein des Lebens kennen gelernt.

Er erreichte London ungefähr um halb zwei Uhr und fuhr sofort nach Lombard Street, in welcher noblen Verkehrsstraße sich das Geschäft der Herren Godwin und Selby befand.

Der Name Selby hatte schon längst aufgehört, etwas mehr als ein Name zu sein. Der letzte Selby war nicht lange nach der Schlacht bei Waterloo ruhig und sanft in seinem schönen Herrenhause zu Tulse Hill gestorben. Jetzt ward die Firma blos durch Rupert Godwin repräsentirt, den einzigen Sohn des früheren Chefs derselben, Anthony Godwin, und einer edlen Spanierin, welche sich mit ihrer Familie für immer entzweit, weil sie lieber einen reichen britischen Kaufmann als einen der armseligen Hidalgo's geheirathet, welche begierig waren, ihre makellosen Stammbäume und Wappen mit dem ihrigen zu vereinigen.

Die Spanierin war stolz, leidenschaftlich und eigenwillig. Sie gab dem britischen Kaufmann den Vorzug vor den Nachkommen des Cid und vertauschte den schattenhaften Glanz ihres Vaterlandes gegen den gediegenen Reichthum des stattlichen alten Wohnsitzes ihres Gemahls, den sie bis zum Tage ihres Todes mit despotischer Gewalt beherrschte.

Zwei Söhne und drei Töchter gebar die stolze castilische Schönheit, aber diese Kinder des Südens vermochten unter dem kalten englischen Himmel nicht zu gedeihen. Der jüngste Sohn, Rupert, war das einzige, welches am Leben

blieb und heranwuchs. Er hatte die spanische Schönheit seiner Mutter, aber auch ihr leidenschaftliches eigenwilliges Gemüth geerbt.

Dieser Rupert Godwin war jetzt ein Mann von fünfundvierzig Jahren. Er hatte ein bedeutendes Vermögen von seinem Vater geerbt und ein ebenfalls nicht unbeträchtliches mit seiner Frau, der einzigen Tochter eines Citymillionärs, einer liebenswürdigen aber nicht allzu klugen Dame, bekommen, welche ihren Gatten wie eine Art Halbgott verehrt hatte, und bald nach der Geburt ihres zweiten Kindes langsam und ruhig aus dem Dasein geschieden war, ohne von Rupert Godwin allzu leidenschaftlich betrauert worden zu sein.

Er war ein Mann, der sehr zeitig das Leben kennen gelernt und die gewöhnliche Runde der Zerstreuungen und Vergnügungen bereits in einem Alter durchgemacht hatte, wo andere Männer sich noch der Frische des Jugendmorgens erfreuen. Von seinem sechszehnten Jahre an war er sein eigener Herr gewesen und zwar aus dem einfachen Grunde, weil weder sein Vater noch seine Lehrer im Stande gewesen waren, sein unbezähmbares Gemüth zu besiegen oder seinen entschlossenen Willen zu zügeln.

Seine Vater ward durch den frühen Tod seiner Kinder und durch den Verlust seiner Gattin, welche starb, als Rupert fünfzehn Jahr alt war, tief erschüttert. Er ließ deshalb diesen letzten ihm gebliebenen Sohn thun wie

ihm beliebte und brachte seine einsame Existenz auf seinem Landhause in Gesellschaft seines Arztes und eines in seinem Dienste grau gewordenen Dieners zu.

Während so dem Vater auf seinem Landsitze in Herfordshire die Tage ruhig dahinglitten, reiste sein Sohn von einem Orte zum andern, zuweilen im Auslande, zuweilen daheim, verthat Geld mit vollen Händen und sah das Leben von verschiedenen Seiten, mehr oder weniger zu seiner eigenen Befriedigung, aber nicht sonderlich zu seiner moralischen Veredelung.

Mit dreiundzwanzig Jahren heirathete er, die Personen aber, welche ihn am besten kannten, prophezeiten dieser Heirath wenig Glück. Die Liebe seiner Gattin betrachtete er als etwas, was sich von selbst verstände; er gestattete ihr, in dem schönen alten Hause in Hertfordshire ganz nach ihrer Weise zu leben, während er seinen Neigungen anderwärts folgte, seine Häuslichkeit bei allen festlichen Anlässen durch seine Gegenwart beehrte, die Freuden häuslicher Zurückgezogenheit aber sorgfältig mied.

Das Bankgeschäft liefert ihm stets einen trefflichen Vorwand zur Abwesenheit. Er hatte Zweiggeschäfte in Spanien und in Spanisch-Amerika, und diese Zweiggeschäfte standen unter seiner persönlichen Leitung und Aufsicht.

Viele Jahre lang war der Name Rupert Godwin nach Ansicht der Geschäftsleute gleichsam ein Thurm an

Festigkeit und Stärke gewesen. Seit den letzten Wochen jedoch war in den Vermögensbeständen großer Handelsfirmen eine Krisis eingetreten und plötzlich ging unter den weisen Männern der Actienbörse ein seltsames Geflüster von Mund zu Mund. Es war bekannte Sache, daß Rupert Godwin bedeutend speculirt hatte. Jetzt sprach man davon, daß er nicht immer glücklich speculirt habe. Er sei auf's Speculiren versessen gewesen, sagte man, und habe sich unüberlegt in eine Menge Unternehmungen gestürzt, von welchen viele total verunglückt seien.

Dergleichen Gerüchte äußern auf den Credit eines Geschäftsmannes bekanntlich einen sehr verderblichen Einfluß. Bis jetzt waren dieselben jedoch noch nicht über den engern Kreis von Klugthuern hinausgegangen, noch war keine Andeutung über Rupert Godwin's Verluste bis zu denen gedrungen, welche Geld bei ihm angelegt hatten; noch war er deshalb nicht von diesen um Rückzahlung bestürmt worden.

Der Banquier saß in seinem Privatkabinet, seine Bücher aufgeschlagen vor sich, während er mit bleichem Gesicht und schwerklopfendem Herzen den Stand seiner Angelegenheiten prüfte. Täglich, fast stündlich erwartete er eine verzweifelte Krisis und war vergebens bemüht, ein Mittel zu ersinnen, um ihr mit Erfolg begegnen zu können.

Es gab blos ein menschliches Wesen, welches Rupert

Godwin's Vertrauen genoß, und dieses war sein erster Comptoirist, Jakob Danielson.

Schon seit Rupert's Jünglingsjahren war dieser Danielson in seinem Geschäft thätig gewesen und allmälig hatte sich ein seltsames Band zwischen ihnen herausgebildet. Freundschaft konnte man dieses Band nicht nennen, denn der Banquier war von zu zurückhaltender Gemüthsart, um eine enge Freundschaft mit irgend Jemandem zu schließen, am allerwenigsten mit einem Untergebenen, und von welcher Art auch das zwischen ihm und seinem Comptoiristen bestehende Vertrauen sein mochte, so war er gegen letzteren in seinem Ton und Wesen stets hochmüthig und gebieterisch.

Jakob Danielson war aber im Besitz vieler Geheimnisse seines Chefs und schien überdies eine fast übermenschliche Fähigkeit zu besitzen, jeden Gedanken zu lesen, der in Rupert Godwin's Hirn entstand.

Vielleicht wußte der Banquier dies und es gab Zeiten, wo er von seinem schäbigen, seltsam aussehenden Untergebenen eine gewisse Furcht und Scheu empfand.

Einen größeren Contrast, als die äußere Erscheinung dieser beiden Männer darbot, konnte man sich kaum denken.

Rupert Godwin besaß eines jener prachtvollen Gesichter, die man selten anders als auf alten italienischen Gemälden sieht, — ein Gesicht, wie Leonardo oder Guido für einen Herodes oder Saul gewählt haben würden.

Er war hoch gewachsen, mit breiter Brust, und sein Kopf saß in stolzer, fein abgewogener Haltung auf den Schultern. Sein dunkles, blitzendes Auge hatte in seinem stolzen, raschen Blicke etwas vom Falken, vor dem ruhigen, ebenmäßigen Blick ehrlicher Augen aber wurden diese Falkenblicke unruhig und unsicher.

Jakob Danielson fehlte es ganz außerordentlich an jenen physischen Vorzügen, welche für die Vermögensumstände seines Herrn so förderlich gewesen waren. Der Comptoirist war ein kleiner Mann mit spitzem Gesicht, hohen Schultern und sonderbarem hinkenden Gang. Seine kleinen, aber durchbohrenden grauen Augen schauten unter einer hervorragenden Stirn heraus und wurden von dichten Brauen beschattet. Seine schmalen Lippen waren mit einem unwillkürlichen krampfartigen Zucken behaftet, welches dann und wann einen fast peinlichen Anblick gewährte.

Jakob Danielson war eins jener wandelnden Geheimnisse, deren Gedanken, Thaten und Worte außerhalb des Bereichs der Fassungskraft anderer Menschen liegen. Niemand hatte die in seiner Brust begrabenen Geheimnisse zu ergründen vermocht.

Er hatte eine dumpfige kleine Wohnung auf der Surreyseite der Themse, eine Wohnung, die er schon seit Jahren inne gehabt und in welcher er, so viel man wußte, noch nie den Besuch eines menschlichen Wesens empfangen.

Man wußte, daß er geistige Getränke in großen Massen zu sich nahm dennoch hatte Niemand ihn je betrunken gesehen. Unter seinen Collegen gab es mehrere, welche versucht hatten, ihn in diesen Zustand zu versetzen, und welche erklärten, es sei kein geistiges Getränk stark genug, um Jakob Danielson's Sinne zu überwältigen.

Für seinen Arbeitgeber war er ein unermüdlicher Diener. Er schien auch ein treuer Diener zu sein, dennoch aber gab es Zeiten, wo der Banquier zitterte, wenn er an die gefährlichen Geheimnisse dachte, in deren Besitz dieses so wenig anziehende, unergründliche Wesen sich befand.

Während Rupert Godwin in seinem Privatcabinet saß, über seinen Rechnungsbüchern brütete und den Losbruch des Ungewitters fürchtete, welches schon so lange über seinem Haupte schwebte, war Harley Westford auf dem Wege zu ihm, begierig, die Früchte eines zwanzigjährigen Lebens der Strapazen und Gefahren seinen Händen anzuvertrauen.

Ein Miethwagen brachte den Capitain an die Thür des Bankhauses. Er stieg aus und ging in die äußeren Geschäftszimmer der Firma, wo er sich an den ersten Comptoiristen wendete, welcher Zeit zu haben schien, ihn anzuhören. Dieser war zufällig kein anderer, als Jakob Danielson, der Ober-Comptoirist oder Buchhalter.

„Ich wünsche Mr. Godwin zu sprechen," sagte der Capitain.

„Unmöglich," antwortete Jakob Danielson, „Mr. Godwin ist dringend beschäftigt. Wenn Sie aber die Güte haben wollen, mir zu sagen, was Sie wünschen, so werde ich mich sehr freuen, Ihnen zu —"

„Ich danke Ihnen. Nein, ich will Sie nicht bemühen. Meine Zeit ist gerade jetzt sehr kostbar. Da aber mein Geschäft von Wichtigkeit ist, so will ich doch warten, bis Mr. Godwin selbst mich sprechen kann. Wenn man kommt, um die Ersparnisse eines ganzen Lebens bei einer Firma, zu der man Vertrauen hat, zu deponiren, so möchte man dies gern in die Hände des Chefs selbst thun."

Jakob Danielson's schmale Lippen zuckten krampfhaft. Die Ersparnisse eines Lebens. Ein Fremder wünschte also ein bedeutendes Capital Rupert Godwin's Händen zu einer Zeit anzuvertrauen, wo der Banquier blos die stürmischen Forderungen von panischem Schrecken ergriffener Depositoren zu hören erwartete, welche nichts sehnlicher wünschten, als ihre Schätze einem dem Einsturz drohenden Hause zu entreißen.

Jakob betrachtete den ehrlichen Seemann mit scharfen, musternden Blicken, denn er argwohnte fast, daß hinter diesem Schein von Einfalt irgend ein Fallstrick verborgen sei. Niemand aber, der Harley Westford ansah, konnte ihn der List oder des Verraths verdächtig halten.

„Der arme Schelm kommt ganz arglos in die Höhle des Löwen," dachte der Comptoirist, „und er wird, wenn er dieselbe wieder verläßt, so ziemlich kahl gerupft sein."

Er saß einige Minuten ruhig an seinem Pulte, kratzte sich nachdenklich im Kopfe, sah verstohlen den schönen braunäugigen Harley Westford an, der seinen Stock hin und her schwang und sich in seinem Stuhl auf eine Weise schaukelte, welche einen bedeutenden Grad von Ungeduld verrieth.

Es dauerte nicht lange, so stieg der Comptoirist von seinem hohen Schreibsessel herab.

„Ich sehe wohl, daß Sie sehr eilig haben, Sir. Ich werde daher hineingehen und sehen, ob Mr. Godwin jetzt vielleicht Zeit hat. Soll ich ihm Ihre Karte mitnehmen?"

„Ja, das können Sie thun. Mein Vater war ein alter Kunde der Firma und Mr. Godwin hat vielleicht meinen Namen schon gehört."

Du glaubst, er habe Deinen Namen vielleicht gehört, Harley Westford? O, dieser Name stand mit feurigen Buchstaben in Rupert Godwins Herzen eingegraben, um diesseits des Grabes nicht wieder daraus vertilgt zu werden.

Jakob Danielson trug die Karte in das Privat-Cabinet des Banquiers und warf sie auf den Tisch vor seinen Gebieter, ohne den darauf stehenden Namen auch nur eines Blicks zu würdigen.

„Es ist ein unglücklicher Narr da, der einen Klumpen Geld bei Ihnen deponiren will, Sir," sagte er in gelassenem Tone. „Er will das Geld aber blos Ihnen selbst anvertrauen, damit er weiß, daß es sicher ist. Sie wollen ihn wohl sprechen?"

„Ja," antwortete der Banquier in stolzem Tone, „Sie können ihn hereinlassen."

Die kaltblütige Insolenz, womit sein Comptoirist sich zuweilen gegen ihn benahm, war für ihn stets ein grausamer Stachel. In den Tagen seines Glückes hatte er diese Insolenz ertragen, ohne zu zucken, jetzt aber, wo er am Rande des Verderbens stand, verletzte Jakob Danielson's vertrauliches Wesen ihn noch viel tiefer. Ein entthronter Herrscher ist gegen die Unverschämtheit seiner Lakaien um so empfindlicher.

Erst als der Comptoirist das Zimmer verlassen hatte, sah Rupert Godwin die vor ihm auf dem Tische liegende Karte an.

Anfangs war sein Blick ein gleichgültiger, in dem Augenblick aber, wo er den auf dem Pappstückchen stehenden Namen erkannte, veränderte sein Gesicht sich auf eine Weise, wie dies nur wenig Gesichter zu thun im Stande sind. Die Haut gewann eine stumpfe Bleifarbe und eine Art electrische Flamme schien sich in den dunklen Augen zu entzünden.

„Harley Westford!" murmelte er. Und mir, seinem

bitterſten Feinde, bringt er ſeinen Reichthum, noch dazu gerade in dieſem Augenblick! Es giebt eine Nemeſis, welche dieſe Dinge fügt.“

Der Banquier knitterte die Karte in ſeiner muskelſtarken Hand zuſammen und bemeiſterte nach dieſer einen leidenſchaftlichen Geberde ſeine Gemüthsbewegung durch die Stärke ſeines eiſernen Willens. Sein Geſicht, welches ſo eben ſich ſo plötzlich verzerrt, ward eben ſo plötzlich wieder ſanft und ruhig und er blickte mit freundlichem Lächeln auf, als Harley in das Zimmer trat.

Keine warnende Ahnung hielt den Seemann in dieſem letzten Augenblick zurück. Er händigte dem Banquier die Brieftaſche ein und ſagte in ruhigem Tone:

„Dieſes Portefeuille, Mr. Godwin, enthält die ſauer erworbenen Erſparniſſe eines Zeitraums von zwanzig Jahren. Haben Sie die Güte, die Banknoten zu zählen. Sie werden auf jedes Jahr tauſend Pfund finden, was Alles in Allem nicht ganz ſchlecht iſt. Ich hatte das Geld in auswärtigen Anleihen angelegt, und es brachte mir, wie ich Ihnen verſichern kann, ſchöne Zinſen. Einige Freunde von mir, welche die Sache beſſer verſtehen als ich, haben mir jedoch gewiſſe Befürchtungen zu erkennen gegeben. Es ſteht der Ausbruch eines Krieges hier, eines anderen dort zu erwarten. Man fürchtet, daß während der nächſten ſechs Monate zwei oder drei Throne zuſammenbrechen und drei oder vier glorreiche Republiken

durch innere Zwistigkeiten zu Grunde gehen werden. „Verkaufe Deine Papiere," sagen meine Freunde. Wie? ich soll Papiere verkaufen, die mir zehn Procent Zinsen bringen? sage ich. Und dann erinnern sie mich an den Wahlspruch des vorsichtigen alten Herzogs: „Je höher Deine Zinsen sind, desto unsicherer steht dein Kapital!" Deshalb suche ich mein Schäfchen, nachdem ich es dem Rachen des Wolfes glücklich entrissen, in's Trockne zu bringen und will mich mit dem üblichen Geschäftszinsfuß begnügen.

„Ich wünsche Ihnen Glück dazu, daß Sie so weggekommen sind," antwortete der Banquier. „Es sind mehrfache Stürme auf dem Continent im Anzuge und die auswärtigen Course gehen mit jedem Tage mehr zurück."

„Nun, dann freut es mich, daß ich den richtigen Weg eingeschlagen habe. Ich stehe eben im Begriff, noch einmal mein Leben zu riskiren und eine Reise zu unternehmen, ehe ich in den freundlichen Hafen der Häuslichkeit für immer einlaufe. Ich selbst kenne Ihr Geschäftshaus nicht, aber ich weiß, daß mein Vater dem Ihrigen Vertrauen schenkte bis zu seinem Sterbetage. Ich werde mich ganz ruhig und behaglich fühlen, sobald mein Geld wohlbehalten in Ihren Händen ruht. Ist die Summe richtig?"

Rupert Godwin zählte, während der Capitain sprach, das kleine Paquet Banknoten, welche er in der Hand hielt, Harley Westford sah nicht, daß die Hand des Banquiers

ein wenig zitterte, während sie die flatternden, dünnen Blätter faßte.

Zwanzigtausend Pfund! Eine solche Summe, die in einem solchen Augenblicke seiner Obhut anvertraut ward, konnte die Rettung seines Credits sein.

„Außer diesem Gelde,“ fuhr der Capitain fort, „habe ich Ihren Händen noch etwas anzuvertrauen, dann kann ich England in Frieden verlassen. Dieses versiegelte Paquet enthät die Besitz-Urkunden über ein kleines Landgut in Hampshire, auf welchem meine Frau und meine Kinder wohnen. Wenn Sie erlauben, will ich auch dieses Paquet in Ihre Hände legen.“

Indem Harley Westford dies sagte, legte er ein versiegeltes Paquet auf den Tisch.

„Ich bin gern bereit, Alles in Verwahrung zu nehmen, was Sie mir anvertrauen wollen,“ antwortete der Banquier mit höflichem Lachen.

„Und Sie werden mir anständige Zinsen von meinem Gelde bewilligen?“

„Für Depositen, die bei uns auf ein Jahr gewiß angelegt sind, bewilligen wir fünf Proeent.“

„Damit bin ich vollkommen zufrieden,“ sagte der Seemann, „und nun kann ich allen Gefahren, ja selbst dem Tode Trotz bieten. Möge kommen, was da wolle, so sind die Meinigen versorgt.“

Rupert Godwin neigte sich über die vor ihm liegen-

den Papiere, während Harley Westford diese Worte sprach und lächelte vor sich hin. Es war ein seltsames, fast teuflisches Lächeln.

„Noch Eins,“ hob der Capitain wieder an, „Nicht wahr, Sie geben mir eine Art Quittung oder Empfangsbescheinigung über dieses Geld und diese Documente? Ich mache durchaus keinen Anspruch darauf, ein Geschäftsmann zu sein, aber wissen Sie, in dergleichen Angelegenheiten muß ein Familienvater sorgsam zu Werke gehen, selbst wenn er zufällig Seemann ist.“

„Ja wohl, versteht sich. Ich wartete nur auf die Gelegenheit, um Ihnen Ihre Quittung zu geben,“ antwortete der Banquier kaltblütig.

Er berührte eine vor ihm auf dem Tische stehende kleine Handglocke und im nächsten Augenblicke erschien Jakob Danielson.

„Bringen Sie mir einige Quittungs-Schemata, Danielson.“

Der Comptoirist gehorchte und Rupert Godwin füllte eine Quittung über zwanzigtausend Pfund aus. Er fügte derselben seine eigene Unterschrift bei und händigte das Papier dann Jakob Danielson ein, welcher als Zeuge seinen Namen unter den seines Herrn schrieb. Ebenso stellte der Banquier eine Empfangs-Bescheinigung über das versiegelte Paquet aus, welches die Besitz-Urkunden enthielt.

Mit diesen beiden Documenten in der Brusttasche seines leichten Ueberziehrocks entfernte sich Harley Westford, gehoben durch den Gedanken, daß er die Zukunft seines Weibes und seiner Kinder nun vollständig gesichert.

Derselbe Miethwagen, der ihn von dem Bahnhofe nach dem Bankgeschäft in Lombardstreet gebracht, führte ihn nun nach den Docks, wo er ausstieg und sich an Bord seines Schiffes, der „Lilienkönigin" begab.

Ihre Ladung hatte dieselbe schon einige Tage früher eingenommen, und Alles war zur Abreise fertig. Als der Capitain sich dem Schiffe näherte, ging eben ein hübscher freundlicher junger Mann von fünfundzwanzig Jahren auf dem Deck auf und ab.

Dieser junge Mann war Gilbert Thornleigh, erster Maat der „Lilienkönigin" und ein großer Liebling von Harley Westford. Er war mit seinem Capitain auf dessen Besitzung gewesen und hatte sich während eines dreitägigen Besuchs in diesem ländlichen Paradies sterblich in Violet verliebt, doch brauchen wir wohl kaum zu sagen, daß der junge Seemann das Geheimniß seines leicht entzündlichen Herzens bewahrte. Die schöne Tochter des Capitains schien so hoch über ihm zu stehen, wie eine mit einem Diadem gekrönte und mit einem Hermelingewand bekleidete Herzogin einem jungen Gardelieutenant erscheint.

Capitain Westford begrüßte Gilbert mit einem herzlichen Händedruck.

„Ich finde mich pünktlich ein, wie Sie sehen, junger Freund,“ sagte er.

„Ja, Capitain, Sie sind immer pünktlich.“

„Und diesmal kann ich England mit leichtem Herzen verlassen,“ fuhr Harley fort, „denn ich habe für meine Frau und meine Kinder Alles sicher gemacht. Ich habe nun nichts mehr zu thun mit auswärtigen Anleihen, otahaiti'schen Eisenbahnpapieren oder auf die Fidschi-Inseln lautenden Prioritäten, die einem schlichten Mann, wenn er sich ein klares Bild davon machen will, den Kopf verwirren. Ich habe den ganzen Klumpen Geld in die Hände eines alten zuverlässigen Banquierhauses gelegt und trage Rupert Godwin's Quittung hier in meiner Tasche.“

Gilbert Thornleigh stierte seinen Capitain mit entsetztem Blicke an.

„Rupert Godwin's?“ wiederholte er. „Das ist doch nicht Ihr Ernst, Capitain? Sie wollen doch nicht sagen, daß Sie Ihr Geld bei der Firma Godwin und Selby angelegt haben?“

„Warum nicht, junger Freund? Warum sollte ich es dort nicht anlegen?“

„Weil das Gerücht geht, diese Firma stehe auf höchst unsicheren Füßen. Ich selbst hatte bis gestern einige hundert Pfund bei ihr stehen, mein Onkel aber, ein alter Geschäftsmann, warnte mich und ich ließ mir gestern Abend, ehe das Geschäft geschlossen ward, mein Geld bis

auf den letzten Heller zurückzahlen. Indessen, lassen Sie sich dadurch nicht Angst machen, Capitain, das Gerücht kann ja sehr leicht ein falsches sein. Ueberdies ist ja auch noch nichts versäumt und Sie können Ihr Geld wieder zurücknehmen."

Harley Westford's Gesicht war todtenbleich. Er taumelte wie ein Betrunkener und klammerte sich an die Bordwand, um nicht umzusinken.

„Der Schurke!" rief er, „der nichtswürdige Schurke! Er wußte, daß das Geld meinem Weibe und meinen Kindern gehörte und dennoch lächelte er mir in's Gesicht, während er es mir abnahm."

„Es ist ja aber noch Zeit genug, Capitain," sagte Gilbert Thornleigh, indem er auf seine Uhr sah. „Das Bankgeschäft wird nicht vor vier Uhr geschlossen und jetzt ist es erst um Drei. Sie können noch einmal an's Land gehen und Ihr Geld zurück verlangen."

„Ja," rief Harley Westford mit einem fürchterlichen Schwur. „Ich will mein Geld wiederhaben, oder es kostet diesem Hallunken das Leben. Meine Kinder! mein Weib! Der Schurke konnte mir in's Gesicht schauen, während er wußte, daß er zwei hilflose Frauen um ihr Eigenthum bestahl. Nein, meine theuren Angehörigen, Ihr sollt nicht um das Eure betrogen werden!"

„Aber, Capitain, dann dürfen Sie keinen Augenblick verlieren."

„Ich weiß es wohl, junger Freund, ich weiß es,“ antwortete Harley, indem er sich mit der Hand über die Stirn fuhr, wie um seine Gedanken zu sammeln. „Ihre Mittheilung hat mich zu sehr erschreckt, aber ich werde mich sogleich wieder gefaßt haben. Sie wissen, junger Freund, daß ich Ihnen stets Vertrauen geschenkt habe und jetzt werde ich Ihnen dies abermals beweisen. Möge kommen, was da wolle, so muß die Lilienkönigin morgen mit Tagesanbruch unter Segel gehen. Bin ich bis dahin an Bord, so ist es gut. Bin ich nicht da, so muß sie ohne mich abgehen und Sie, Gilbert Thornleigh, sind dann Capitain. Vergessen Sie dies nicht. Es darf keine Verzögerung der Reise stattfinden. Die Leute sind alle an Bord und der Supercargo wird erwartet. Es ist ohnehin schon Zeit genug versäumt worden und es ist für mich Ehrensache, daß keine Stunde weiter verloren gehe. Ihnen, Gilbert, vertraue ich, als ob Sie mein Sohn wären. Nur der Himmel weiß, wann ich blaues Wasser wiedersehe. Wenn dieser Mensch, dieser Rupert Godwin, wirklich am Rande des Verderbens steht, so wird er meine zwanzig tausend Pfund schwerlich ohne Kampf wieder hergeben; möge aber kommen, was da wolle, ich entreiße ihm das Geld, möge es nun durch erlaubte oder unerlaubte Mittel geschehen. Mittlerweile, Gilbert, vertraue ich für den schlimmsten Fall das Commando des Schiffes Ihnen

an; vergessen Sie nicht, daß es morgen früh unter Segel gehen muß."

„Unfehlbar, Capitain, und so Gott will, gehen Sie auch mit."

„Das," antwortete Harley Westford, „steht, wie Sie ganz richtig sagen, in Gottes Hand."

Nachdem der Capitain dies gesagt, übergab er alle nothwendigen Sachen dem jungen Mann in Verwahrung, fügte noch einige eilige aber wohl überlegte Instructionen hinzu, drückte Gilbert die Hand und sprang in das Boot, welches ihn wieder an's Land bringen sollte.

Er rief den ersten Miethwagen an, dem er außerhalb der Docks begegnete, und befahl dem Kutscher, ihn im Galopp nach Lombard Street zu fahren.

Als der Capitain hier ankam, ward die Bank eben geschlossen. Mr. Godwin war, wie ein Comptoirist dem Capitain mittheilte, eben fort nach seinem Landhause, und es konnten an diesem Tage keine Geschäfte weiter abgemacht werden.

„Dann muß ich ihm auf sein Landgut nachfolgen," antwortete der Capitain. „Wo ist es?"

„Es heißt Wilmingdon Hall und liegt an der Nordstraße über Hertford hinaus."

„Wie kann ich dorthin gelangen?"

„Sie können mit der Eisenbahn bis Hertford fahren und dann einen Wagen nehmen, der Sie vollends nach

Wilmingdon Hall bringt. Es ist blos anderthalb Meilen von der Station."

„Gut," antwortete Harley Westford und dann, nachdem er dem Kutscher gesagt, ihn so schnell als möglich nach dem großen Nordbahnhofe zu bringen, stieg er wieder ein.

„Weder Rupert Godwin noch ich sollen Ruhe und Frieden kennen, bis dieses Geld seinen rechtmäßigen Eigenthümern zurückgegeben ist," rief der Capitain, indem er die geballte Faust emporhob, als ob er die Mächte des Himmels zu Zeugen seines Schwurs anrufen wollte. Er ahnte nicht, wie fürchterlich dieser Schwnr in Erfüllung gehen sollte.

Drittes Capitel.

Ein ungestümer Gläubiger

Während Harley Westford mit dem Eilzuge nach Hertfort wollte, saß Mr. Godwin in einem der prachtvollen Gemächer von Wilmingdon Hall bei seinem Wein.

Wilmingdon war keine von einem reichen Speculanten einem Kaufmannsfürsten des Zeitalters des Weltverkehrs erbaute moderne Villa. Es war vielmehr eine stattliche Reliquie der Vergangenheit, einer jener majestätischen Wohnsitze, die wir hier und da in tausendjährigen Waldungen versteckt finden.

Seit Jahrhunderten war Wilmingdon Hall der Wohn-

sitz einer vornehmen alten Familie gewesen. Unsinnige Verschwendung aber hatte die ehemaligen Herren des Hauses aus den massiven Thoren hinausgetrieben, um dem bürgerlichen Kaufmann Platz zu machen, dessen Reichthum ihn zum neuen Herrn des alten Hauses machte.

Dieses, welches eher den Namen eines Schlosses verdiente, war in Form eines Vierecks gebaut und geräumig genug, um ein ganzes Regiment Soldaten zu beherbergen.

Die eine Seite des Vierecks war in der frühen Tudor-Periode erbaut und seit vielen Jahren nicht mehr in Gebrauch. Die breiten steinernen Fenstergewände verdunkelten die Zimmer und die Tapeten hingen modernd von den Wänden der düstern Schlafzimmer und den niedrigen Salons einer entschwundenen Zeit herab.

Es gab unter den Leuten des Banquiers nur wenige, welche muthig genug gewesen wären, diesen nördlichen Theil des Gebäudes zu betreten, welcher, wie das Gerücht behauptete, allerhand Gespenstern zum Tummelplatz diente.

Mr. Godwin selbst aber hatte oft die schweigsamen Gemächer besucht, wo der Staub dick auf den modernden eichenen Dielen lag. Er hatte sogar in eins der unteren Zimmer eine eiserne Geldkasse stellen lassen und man sagte, er verwahre einen großen Theil des ihm von seinen Geschäftsfreunden anvertrauten Vorraths von altmodischem

Geschirr und Schmucksachen in den Kellerräumen unterhalb dieses nördlichen Flügels.

Nur wenige gegenwärtig noch lebende Personen waren jemals in diese Keller hinabgestiegen, man erzählte aber, daß diese unterirdischen Räume sich unter der ganzen nördlichen Seite des Vierecks hinstreckten und sogar bis unter die anstoßenden Flügel vordrängen. Ebenso sagte man auch, daß in der Zeit der Bürgerkriege dieser Keller als Gefängnisse für den Feind und als Verstecke für die treuen Anhänger der guten Sache benutzt worden seien.

Mr. Godwin's zahlreiche Diener sprachen oft von diesen unheimlichen unterirdischen Gemächern, aber keiner von ihnen hätte, wie gesagt, den Muth gehabt, in diese finstern unbekannten Regionen hinabzusteigen. Auch standen die Keller niemals einem zufälligen Eindringling offen, denn die schweren alten Schlüssel, welche dazu, sowie zu sämmtlichen verödeten Zimmern des nördlichen Flügels gehörten, befanden sich in Mr. Godwin's eigenem sichern Gewahrsam und ohne Zweifel in einem der zahlreichen eisernen Geldschränke, welche ringsum an den Wänden seines Schreibzimmers standen.

Man wollte auch wissen, daß von einem gewissen Theile der Gartenanlagen ein unterirdischer Gang in die Kellerräume führe, keine der jetzt zum Haushalt gehörigen Personen hatte aber jemals gewagt, die Wahrheit dieses Vorgebens zu erproben.

Erzählte die Sage nicht auch von einer weißen Frau, deren gespenstische Gestalt in diesen unheimlichen Gewölben zu jeder Stunde anzutreffen war? Im Fleische war diese Frau ein sehr harmloses Geschöpf gewesen, ein armes Mädchen, welches sich über die Untreue eines gewissen Herrn aus dem Militairstande zu Tode gegrämt. Seit sie jedoch dem Geisterreich angehörte, war sie ein wenig lästig geworden, denn sie schien ihre Mußestunden darauf zu verwenden, daß sie in Gängen und Wandschränken seufzte und wehklagte und sich auf sehr sinnreiche Weise im Kratzen, Scharren und Pochen übte.

In der Umgegend von Wilmingdon Hall ward Mr. Godwin als Besitzer fast fabelhafter Reichthümer betrachtet. Man hielt ihn für eine Art modernen Zauberer, wie er aus den welken Blättern, die im Herbst den Boden bedeckten, Gold hätte münzen können, wenn es ihm sonst beliebt hätte.

Der Juniabend war eben so schön, als der Junimorgen gewesen war. Der westliche Himmel war eine einzige carmoisinrothe und orangefarbene Gluth, während Rupert Godwin in seinem geräumigen mit Eichenholz getäfelten Zimmer bei seinem Wein saß.

Er war nicht allein. An der entgegengesetzten Seite des Tisches zeigte sich das spitze Gesicht seines Comptoiristen Jakob Danielson.

Schön geschliffene funkelnde Karaffen glitzerten im

Scheine des Sonnenuntergangs und duftige Treibhausfrüchte standen in ihren thauigen Blättern auf seltenem altem Porzellan aufgethürmt.

Luxus und Eleganz umgaben den Banquier von allen Seiten, aber dennoch besaß er keineswegs die Miene eines Mannes, welcher die Freuden des sybaritischen Dolce farniente genießt. Ein finsterer Ausdruck von Unzufriedenheit verdunkelte sein schönes Gesicht und der wie Veilchen duftende Burgunder, den sein Comptoirist mit dem Behagen eines echten Epikuräers schlürfte, hatte für den Gebieter keinen Reiz.

Rupert Godwin hatte sich gedrungen gefühlt, seinem Comptoiristen einen neuen Beweis von Gunst zu geben. Kannte Jakob nicht die Geschichte der zwanzigtausend Pfund, jener zwanzigtausend Pfund, in Bezug auf welche jetzt die Gedanken des Banquiers mit schwarzen Plänen umgingen?

Diese Summe konnte Mr. Godwin's erschütterten Credit auf einige Zeit wieder herstellen, was aber sollte er thun, wenn der Capitain von seiner Reise nach China zurückkam und die Wiederauszahlung seines Geldes verlangte?

Rupert Godwin hegte gegen Harley Westford einen tiefgewurzelten Haß, obschon er das Gesicht des Seemanns an diesem Tage zum ersten Mal gesehen. Dieser Haß, der so lange in seiner Brust unter der Asche geglommen,

hatte seinen Grund in einem schwarzen Geheimniß der Vergangenheit, bei welchem Clara, die Gattin des Capitains, betheiligt gewesen.

Unter diesen Umständen beschloß Rupert Godwin, der von jeher egoistisch, falsch und gewissenlos gewesen, sich das Vermögen des Seemannes anzueignen. Vor sich sah er nichts als Ruin. Er hatte abenteuerlich speculirt und schwere Verluste erlitten. Er beschloß, Europa für immer zu verlassen, und die ihm von Harley Westford anvertrauten zwanzigtausend Pfund mitzunehmen. Er hatte einige der angenehmsten Jahre seiner Jugend in Süd-Amerika verlebt, wo ein Mitglied seiner Familie eine Stellung von einiger Bedeutung als Kaufmann einnahm.

Unter angenommenem Namen und in jenem fernen Lande werde ich geschützt sein, ohne fürchten zu müssen, daß Jemand den Aufenthalt Rupert Godwin's, des flüchtig gewordenen Banquiers, entdecke. Mit zwanzigtausend Pfund zum Anfang kann ich abermals ein Vermögen erwerben, welches vielleicht größer ist als mein erstes. Julia soll mich begleiten. Mein Sohn kann in England bleiben und sich selbst fortzuhelfen suchen. Wir haben nie große Liebe zu einander gehegt und ich will mich nicht bei jedem Schritte durch seine Don Quixote'schen Bedenklichkeiten hemmen lassen. Ritterlichkeit und Handel lassen sich nicht wohl neben einander spannen. Bayard würde an der Börse schlechte Geschäfte gemacht haben.

So lauteten die Gedanken des Banquiers, als er brütend über seinem Wein saß; dann und wann aber warfen seine unruhigen Augen einen verstohlenen Blick auf das Gesicht seines Comptoiristen.

Er fürchtete Jakob Danielson. Diese Furcht war bis jetzt noch eine unklare und so zu sagen schattenhafte, dennoch aber fühlte er, daß der Comptoirist zu viele von seinen Geheimnissen kannte und ein Hinderniß für seine Pläne werden konnte. Er fühlte dies und war mittlerweile bedacht, Jakob Danielson zu kirren und womöglich zu blenden.

„Ja, ja, Jakob," sagte er, indem er den Faden des bereits begonnenen Gesprächs wieder aufnahm, „diese zwanzigtausend Pfund können uns in den Stand setzen, den Sturm glücklich zu überstehen. Wenn die ersten Forderungen, die man an uns stellt, prompt bezahlt werden, so muß das Vertrauen wiederkehren und das zu unserem Nachtheil umlaufende Gerücht wird verstummen."

„Das ist sehr wahrscheinlich," antwortete der Buchhalter in jenem kaltblütigen trockenen Tone, welcher seinem Chef ganz besonders unangenehm war; „wenn der Schiffs-Capitain aber nun wiederkommt und sein Geld haben will, was dann?"

„O, bis dahin können wir wieder im Besitz einer festen Stellung sein."

„Ja, das wäre vielleicht möglich, aber wie?"

„Einige der Speculationen, bei welchen ich mein Geld riskirt, können anfangen besser zu gehen. Meine Eier befinden sich nicht alle in einem Korbe, und einige der Körbe erweisen sich vielleicht fester als sie zu sein scheinen," antwortete der Banquier, der unter dem durchbohrenden forschenden Blick von Jakobs scharfen, grauen Augen vergebens bemüht war, unbefangen zu erscheinen.

„Glauben Sie das wirklich, Mr. Godwin?" fragte der Buchhalter in seltsam bedeutungsvollem Tone.

„Ja, das glaube ich ganz bestimmt!"

„Hm!" entgegnete Jakob, indem er den eisengrauen Stoppelbart seines Kinns mit seiner hornartigen Handfläche rieb, bis das dadurch hervorgebrachte Geräusch gleich dem einer Feile seinem Chef die Zähne eisig machte. „Ich freue mich, daß Sie so viel Vertrauen auf die Zukunft haben."

Rupert Godwin zuckte zusammen, denn er fühlte den Stich, der in diesen einfachen Worten lag. Er fühlte, daß es keineswegs so leicht sein würde, Mr. Danielson Sand in die Augen zu streuen. Er war jedoch kein Feigling, er war ein kecker Bösewicht, dem der Muth bei irgend einem verzweifelten Wagstück nicht so leicht untreu ward.

„Bah!" dachte er, während er die Stirn über den dunklen Augen runzelte, „was habe ich von diesem Mann zu fürchten? Allerdings weiß er von den zwanzigtausend Pfund, aber was kann seine Kenntniß mir schaden, wenn

ich von England und meinen Gläubigern fern bin? In diesem Gelde liegt das Mittel zu neuem Reichthum."

Er ließ den Kopf auf die Brust herabsinken, während er sich einer Träumerei hingab, die nicht ganz unangenehm war, als plötzlich eine eindrucksvoll feierliche Stimme sich in der Stille der Juni-Abenddämmerung vernehmen ließ.

„Mr. Godwin," sagte die Stimme, „ich komme, um mir wieder die zwanzigtausend Pfund auszubitten, die ich heute bei Ihnen deponirt habe."

Ein vom Himmel herabfahrender und das Dach zerschmetternder Blitzstrahl hätte kaum eine furchtbarere Wirkung auf den Banquier äußern können, als der Schall dieser einfachen Forderung.

Er blickte auf und sah Harley Westford in einem der langen französischen Fenster stehen, welche auf den Rasenplatz hinausführten. Es war das Mittelfenster, Rupert Godwin gerade gegenüber, und in dem sinkenden Dämmerschein konnte der Banquier sehen, daß Harley Westfords Gesicht todtenbleich war. Es war der starre, entschlossene Gesichtsausdruck eines Verzweifelten.

Während der ersten wenigen Augenblicke, nachdem diese Worte gesprochen worden, war Rupert Godwin vollständig außer Fassung; mit Aufbietung aller seiner Willenskraft aber schüttelte er dieses Gefühl geistiger Lähmung, welches sich seiner bemächtigt hatte, ab und nahm sein gewöhnliches unbefangenes Wesen an.

„Mein lieber Capitain Westford," sagte er, „Ihr plötzliches Erscheinen hätte mich beinahe erschreckt, obschon ich eben sonst nicht an Nervenschwäche leide. Man meint aber, es sei in diesem alten Hause nicht recht richtig, und ich gebe Ihnen mein Wort, daß Sie soben in diesem Abend-Dämmerschein gerade so aussahen, wie ein Gespenst. Bitte, nehmen Sie Platz und versuchen Sie ein Glas von diesem Chambertin, den ich Ihnen empfehlen kann. — Danielson, wollen Sie einmal klingeln und die Lampen bringen lassen? Es ist dunkel geworden, ohne daß wir es bemerkt haben."

„Ja," antwortete der Buchhalter, „wir waren so sehr mit unseren eigenen Gedanken beschäftigt."

Es lag etwas wie Hohn in Jakob Danielson's Tone, indem er dies sagte, und dem Banquier war es, als ob sein Untergebener seine innersten Gedanken gelesen hätte.

„Nun, Capitain Westford," sagte Mr. Godwin im gleichgültigsten Tone, welchem Umstande verdanke ich das Vergnügen dieses Besuchs? Sie wünschen wegen Anlegung Ihres Geldes ein neues Arrangement zu treffen, nicht wahr? Wahrscheinlich sind Sie mit dem von uns bewilligten Zinsfuß nicht zufrieden, und wollen sich lieber bei irgend einer Speculation betheiligen?

„Mr. Godwin," sagte der Seemann, „ich bin ein Mann, der stets mit der Sprache herauszugehen pflegt und nicht erst lange auf dem Busch herumklopft. Mit

kurzen Worten denn: Ich wünsche mein Geld zurück zu haben."

„Halten Sie es in meinen Händen für unsicher?"

„Allerdings ist dies der Fall."

„Ohne Zweifel haben Sie ein falsches Gerücht, ein von notorischen Schurken ersonnenes Märchen gehört. Ich weiß recht wohl, daß man von gewissen Seiten bemüht ist, den Credit einer Firma zu untergraben, welche stets zu den besten und zuverlässigsten der City gehört hat. Ich bin nicht der Erste, gegen den man dergleichen tückische Streiche im Finstern zu führen sucht, und wenn ich zu befehlen hätte, so würde der anonyme Verläumder, der den Credit seines Nächsten vernichtet, eben so hoch gehängt, wie der Meuchelmörder, der einen Menschen ums Leben bringt."

„Das Gerücht, welches ich gehört habe, kann wahr oder falsch sein," entgegnete der Capitain ruhig. „Um Ihretwillen, Mr. Godwin, wünsche ich, daß es erlogen sei. Ich halte für sehr wahrscheinlich, daß es erlogen ist. Ich habe es aber hier mit Etwas zu thun, was mir theurer ist, als mein eigenes Herzblut. Ich habe es mit dem Gelde zu thun, welches die gesicherte, sorgenfreie Zukunft meines Weibes und meiner Kinder repräsentirt. In Bezug auf dieses Geld darf es keine Gefahr, auch nicht den Schatten einer Gefahr geben. Verlangen Sie von mir, daß ich Ihnen mein Leben anvertraue, und ich werde

es ohne Bedenken thun. Dieses Geld aber kann ich nicht in Ihren Händen lassen; selbst auf die Gefahr hin, Sie tödtlich zu beleidigen, komme ich, um Sie um Wiederherausgabe desselben zu bitten."

„Und Sie sollen es auch haben, mein lieber Capitain Westford," antwortete der Banquier, indem er sich in seinem Stuhle zurückwarf und ein lautes Gelächter aufschlug. „Nehmen Sie mir's nicht übel, aber Ihre Einfalt macht mir wirkich Spaß. Sie Seeleute sind auf dem offenen Meere kühn wie Löwen, aber die ärgsten Feiglinge, so wie sie in die Nähe der Geschäftsbörse kommen. Ich muß wirklich über Ihre Furcht lachen."

„Lachen Sie so viel Sie wollen, nur geben Sie mir mein Geld zurück, Mr. Godwin."

„Jawohl, versteht, mein lieber Capitain Westford, da ich aber zufällig Ihr Vermögen nicht in der Westentasche herumtrage, so müssen Sie warten bis morgen zu der gewöhnlichen Geschäftszeit."

„Das Gesicht des Seemanns verfinsterte sich.

„Ich glaubte ganz gewiß, Sie noch vor Schluß Ihres Geschäfts in Lombard Street anzutreffen," sagte er. „Ich habe Befehl zum Absegeln meines Schiffes für morgen früh mit Tagesanbruch gegeben. Wenn ich nicht an Bord bin, so geht es ohne mich in See."

Der Banquier schwieg einige Augenblicke. Die Lampen waren noch nicht hereingebracht worden und in

der Dunkelheit zuckte ein unheimliches Lächeln über Rupert Godwin's Gesicht.

„Ihr Schiff segelt ohne Sie ab," hob er dann wieder an, „natürlich aber werden Ihre Offiziere neue Befehle von Ihnen erwarten, nicht wahr?"

„Nein, sie haben keinen Grund zu warten," antwortete der Capitain, „sie sind bereits im Besitz aller Instructionen, deren sie bedürfen. Wenn ich nicht morgen vor Tagesanbruch an Bord meines Schiffes bin, so übernimmt mein erster Maat den Posten des Capitains und die Lilienkönigin sticht ohne mich in See."

In diesem Augenblick traten zwei Diener mit Lampen ein. In dem hellen und doch zugleich gedämpften Licht der Moderateurlampen sah Rupert Godwin aus wie ein Mann, der mit sich selbst und der ganzen Welt im besten Einvernehmen steht. Und doch kennt nur der Himmel den furchtbaren Kampf, der gerade in diesem Augenblick in der Seele dieses Mannes stattfand.

„Mein lieber Danielson," rief er, nachdem er einen Blick auf die auf dem Kamin stehende Uhr geworfen, „mein lieber Danielson, wissen Sie, welche Zeit es ist? Es ist schon Neun vorbei, und wenn Sie nicht sofort aufbrechen, so haben Sie kaum noch Zeit genug für den Zug, der um halb elf Uhr von Hertford abgeht."

„Wie gütig und rücksichtsvoll Sie doch stets sind!"

sagte der Comptoirist, indem er seinen Chef mit forschendem Blick ansah.

„Ich werde einem meiner Grooms befehlen, Sie bis an die Station zu fahren," sagte Mr. Godwin, zog, ehe Jakob noch Gegenvorstellungen machen konnte, die Klingel und ertheilte dem hierauf eintretenden Diener seine Weisungen.

Mittlerweile stand Harley Westford bleich und schweigend, aber mit dem Ausdruck der Entschlossenheit auf seinem freimüthigen, schönen Gesicht in einiger Entfernung vom Tische.

Während dieser ganzen Zeit hatte er sich nicht ein einziges Mal gesetzt und eben so wenig seinen Blick ein einziges Mal von dem Gesicht des Banquiers verwendet. Er wollte ermitteln, ob Rupert Godwin ein ehrlicher Mann sei oder nicht.

„Ich warte, um Ihre Entscheidung wegen jenes Geldes zu hören, Mr. Godwin," sagte er in ruhigem Tone. „Bedenken Sie, daß es für mich eine Lebensfrage ist."

„Wenn Sie in mein Arbeitszimmer treten wollen, so werde ich Ihnen sogleich zu Diensten stehen, Capitain Westford," antwortete der Banquier. „Ich habe blos noch einige Worte mit meinem Buchhalter zu sprechen und werde dann sogleich bei Ihnen sein."

In diesem Augenblicke trat ein Diener ein, um zu

melden, daß die Chaise bereit sei, Mr. Danielson nach der Station zu fahren.

„Führe diesen Herrn in mein Schreibzimmer," sagte Rupert Godwin zu dem Diener, „und trage auch sogleich Lichter hinein."

Harley Westford folgte dem Diener. Als er in das Speisezimmer getreten war, hatte er seinen leichten Ueberziehrock über den Arm hängend getragen, jetzt ließ er denselben locker auf einer Stuhllehne hängen.

„Nun, mein lieber Jakob," sagte der Banquier mit anscheinender völliger Unbefangenheit: „Lassen Sie mich Sie hinausgeleiten und dann will ich die Sache mit diesem ungestümen Seecapitain arrangiren."

„Aber wie wollen Sie das machen?" fragte Danielson in gedämpftem Tone.

„Es wird sich das sehr leicht machen lassen. Ich werde ihn überreden, daß das Gerücht, welches er zum Nachtheil unseres Credits gehört, vollständig erlogen ist, und ihn auf diese Weise bewegen, sein Geld bis zu seiner Rückkehr von China in meinen Händen zu lassen."

„Er scheint aber fest entschlossen zu sein, das Geld sofort wieder zu haben. Ich glaube, Sie werden einen zähen Kunden in ihm finden."

„Verlassen Sie sich darauf, daß meine Diplomatie über seine Entschlossenheit den Sieg davon trägt. Kommen Sie, Jakob, sonst verpassen Sie Ihren Zug."

Der Banquier stieß fast seinen Comptoiristen nach der Chaise, welche vor der gothischen Eingangshalle von Wilmingdon Hall wartete. Jakob stieg ein und der Groom ließ das Pferd scharf zutraben.

Nun zum ersten Male seufzte Rupert Godwin schwer, während er allein in dem Porticus stand, und eine dunkle Wolke senkte sich auf sein Gesicht herab.

„Es ist eine schwere Aufgabe," murmelte er bei sich selbst, „ein schwieriges Stück Arbeit, möge ich es betrachten, von welcher Seite ich es wolle. Ich denke aber an Clara Ponsonby, an meine Liebe zu ihr und wie sie dieselbe verschmähete. Ich denke an die Vergangenheit und diese Erinnerung wird mir Kraft und Entschlossenheit verleihen."

Er stand noch einige Minuten in der Vorhalle und schaute hinaus in das Dunkel der Sommernacht. Noch war kein Stern am Junihimmel aufgegangen und der Rasenplatz und der Garten von Wilmingdon Hall waren so finster, wie die abgelegensten Tiefen des Waldes.

Nach diesen wenigen Minuten schweigenden Nachdenkens seufzte der Banquier wiederum und wieder eben so tief und schwer als das erste Mal. Dann drehte er sich herum, um wieder in das Haus hineinzugehen.

Viertes Capitel.

Eine neue Art, alte Schulden zu bezahlen.

Rupert Godwin begab sich sofort in sein Schreibzimmer, wo Harley Westford auf ihn wartete.

„Kommen Sie, mein lieber Capitain," sagte er, indem er das geräumige Zimmer betrat, dessen Wände mit Büchern bedeckt waren, deren reiche kostbare Einbände eben so den Reichthum des Millionairs, wie den vollkommenen Geschmack des gebildeten Bücherfreundes verriethen, „kommen Sie, lieber Capitain, wir wollen uns mit einander ordentlich verständigen. Sie wollen also dieses Geld noch heute Abend zurück haben?"

„Ja. Mein Verlangen ist vielleicht ein unbilliges, denn dieses Haus ist nicht Ihr Geschäftslocal, und ebenso ist jetzt auch nicht die Zeit, zu welcher Sie Geschäfte abzumachen pflegen; die eigenthümlichen Umstände des Falles aber müssen zu meiner Entschuldigung dienen. Ich sage Ihnen nochmals, Mr. Godwin, es handelt sich hierbei für mich um Leben oder Tod."

„Und wenn ich mich weigere, Ihnen dieses Geld heute Abend zu geben, so werden Sie morgen, so bald als mein Geschäft geöffnet wird, wieder darnach kommen?"

„Ja, ohne Zweifel."

„Und wenn dann die Rückzahlung Ihres Geldes

immer noch auf Verzögerungen stieße, was würden Sie dann thun?"

„Ich würde Ihnen Tag und Nacht auf jedem Tritt und Schritt folgen, wie Ihr Schatten. Ich würde mich auf die Stufen Ihres Geschäftslocals in Lombard Street stellen und Sie für einen Dieb und Schurken erklären, bis ich wieder im Besitz meines Geldes wäre. Meines Geldes!" wiederholte der Capitain in leidenschaftlichem Tone. „Ach, es ist ja nicht mein Geld, sondern das meines Weibes und meiner Kinder, und eher könnten Sie versuchen, mir das Leben zu nehmen, als mich dieser Summe zu berauben."

„Na, na, lieber Freund," sagte der Banquier mit seinem einschmeichelndsten Lächeln, „gerathen Sie doch nicht in solche Aufregung. Ich setze ja blos den Fall. Ich glaube gern, wenn ich ein unredlicher Mann wäre, so würden Sie sein, was man im gemeinen Leben einen schlimmen Kunden nennt; da ich aber nicht die Absicht habe, Ihnen Ihr Geld auch nur eine Stunde länger vorzuenthalten als nothwendig ist, so brauchen wir die Sache ja gar nicht mit Heftigkeit zu besprechen. Ich sagte Ihnen eben, daß ich nicht gewohnt sei, zwanzigtausend Pfund bei mir herumzutragen. Unter gewöhnlichen Umständen würde ich daher auch nicht im Stande sein, Ihnen Ihr Geld heute zurückzugeben. Sie sagen Ihr Schiff geht morgen mit Tagesanbruch unter Segel?"

„Ja, so ist es.“

„Und Sie werden einen Verlust erleiden, wenn Sie nicht mitsegeln können?“

„Ja, einen sehr bedeutenden Verlust.“

„Nun denn, Capitain Westford,“ antwortete der Banquier, „Sie haben sich nicht sehr artig gegen mich benommen, Sie haben sich in meine häusliche Abgeschlossenheit eingedrängt und mich durch höchst ungerechten Argwohn beleidigt. Trotzdem aber will ich Ihnen gefällig sein. Da die Umstände des Falles außerordentlich sind, so will ich auch einmal zu Ihren Gunsten eine Ausnahme machen. Sonderbarerweise trifft es sich, daß ich hier in diesem Hause eine Summe habe, welche mehr als die zwanzigtausend Pfund beträgt, die Sie heute Nachmittag bei mir deponirten.“

„Wirklich?“

„Ja, ist dies nicht ein seltsames Zusammentreffen?“

Der Banquier lachte, indem er diese Bemerkung machte. Wäre Harley Westford ein mißtrauischer Mann gewesen, und hätte er verstanden, die dunklen Geheimnisse des Menschenherzens zu lesen, so würde er in diesem Gelächter etwas Gezwungenes und Unnatürliches bemerkt haben, was jedenfalls unbestimmte Befürchtungen in ihm erweckt hätte. Er ahnte aber nichts Arges. Er war vollkommen bereit, zu glauben, daß er Rupert Godwin durch die ungestüme Rückforderung seines Geldes beleidigt habe.

„Ich habe zufällig eine wunderliche alte Dame unter meinen Kunden, die ihr sieben und zwanzigtausend Pfund betragendes Vermögen bis vor wenig Tagen bei verschiedenen Eisenbahn-Compagnieen angelegt hatte," hob der Banquier in seinem gewöhnlichen geschäftsmäßigen Tone wieder an. „Vor ungefähr einer Woche aber schrieb sie mir in Folge eines albernen Gerüchts, welches sie vernommen, ganz ängstlich und eilig, um mich zu ersuchen, diese Eisenbahnactien zu verkaufen und das Geld in meinen Händen zu behalten, bis sie mir weitere Instructionen in Bezug auf die Verfügung darüber ertheilen würde. Das Lächerlichste aber bei der ganzen Sache ist, daß die alte Dame mich bat, das Geld hier in meinem Landhause zu verwahren, weil sie fürchtete, daß es in Lombard Street gestohlen werden könnte. Haben Sie wohl je etwas Abgeschmackteres gehört?"

Wieder lachte Mr. Godwin, und das Lachen war dasselbe gezwungene und unnatürliche wie vorher.

„Indessen, mein lieber Capitain Westford," fuhr er fort, „das alte Sprüchwort, welches sagt, es müsse ein schlechter Wind sein, der Niemandem etwas Gutes zuwehe, ist ein sehr wahres. Das Verlangen der alten wunderlichen Dame ist für Sie gerade von Vortheil. Wenn Sie mit mir nach der andern Seite meines Hauses, wo ich alle mir anvertrauten Werthgegenstände verwahrt halte, kommen

wollen, so will ich Ihnen Ihre zwanzigtausend Pfund in Banknoten auszahlen."

„Ich bin Ihnen für Ihre Gefälligkeit sehr dankbar," antwortete der Capitain.

„Sie sind mir durchaus keinen Dank schuldig. Ich freue mich, dies thun zu können — um Ihrer Gattin willen."

Der Banquier machte eine lange Pause, ehe er diese letzten Worte sprach.

Er öffnete dann einen durch Thüren von geschnitztem Eichenholz künstlich maskirten, eisernen Schrank und nahm aus demselben ein schweres Bündel Schlüssel, die alle durch daran hängende Pergamentstreifen bezeichnet waren. Diese Schlüssel gehörten zu dem nördlichsten Theile des Gebäudes.

Gerade als die beiden Männer im Begriff standen, das Zimmer zu verlassen, öffnete sich die Thür und eine Dame erschien auf der Schwelle.

Nie hatte Harley Westford eine glänzendere Schönheit gesehen als die, welche jetzt sein Auge begrüßte.

Ein Mädchen von etwa neunzehn Jahren, deren dunkel blitzende Augen und spanischer Typus in ihr sofort Rupert Godwin's Tochter verriethen, stand vor ihnen. Alles aber, was in den Augen des Banquier schroff und kalt war, hatte in dem Antlitz der Tochter einen sanften gewinnenden Ausdruck.

Die Augen waren orientalisch in ihrem dunkeln Glanze, mit dem sich eine unbeschreibliche thauige Milde mischte. Dunkle Gluth hob die bleiche Olivenfarbe der weichen Haut und halb getheilte Lippen, deren Carmin an die Farben der Granatblüthe erinnerte, zeigten zwei Reihen kleiner weißer Zähne, die in dem Lampenlicht glitzerten.

Die Gestalt der jungen Dame war hoch und gebieterisch, aber dabei anmuthig wie die einer andalusischen Gräfin.

Dies war Julia Godwin, die einzige Tochter des Banquiers und der armen vernachlässigten Frau, die sein Weib gewesen.

„Ich habe Dich überall gesucht, Papa," rief Julia. „Wo hast Du Dich den ganzen Abend versteckt gehalten?"

Der Banquier drehte sich, die Stirn runzelnd, nach seiner Tochter herum.

„Wie oft soll ich Dir sagen, Julia, daß dies ein Zimmer ist, welches ich den Geschäften widme, und daß ich hier nicht gestört sein will," rief er in strengem Tone. „Dieser Herr hat ein sehr wichtiges Geschäft mit mir abzumachen, und ich muß Dich bitten, Dich in Deine Zimmer zurückzuziehen und uns unbehelligt zu lassen."

„Ganz wie Du willst, Papa," rief Julia, indem sie ihre rosige Unterlippe mit augenscheinlichem Aerger schmollend verzog, und mit der bevorrechteten Hartnäckigkeit eines

verzogenen Kindes noch auf der Schwelle stehen blieb. „Es ist aber fürchterlich langweilig, so allein den ganzen Abend in diesem unheimlichen, alten Hause zu sitzen, wo man jeden Augenblick nach Einbruch der Dunkelheit ein Gespenst aus dem Wandgetäfel hervortreten zu sehen erwartet. Mrs. Melville ist in der Stadt, um bei einigen alten Freunden zu diniren, und wird erst morgen früh zurückkommen, so daß ich ganz allein bin. Ich hatte erwartet, mit Dir einen recht angenehmen Abend zu verleben. Indessen ich gehe; nur meine ich, daß es sehr unfreundlich von Dir ist, mich so —"

Mr. Godwin's erneutes Stirnrunzeln brachte die klagende Stimme seiner Tochter zum Schweigen, und sie entfernte sich, indem sie ihre ferneren Bemerkungen über die Unfreundlichkeit ihres Vaters leise vor sich hinmurmelte.

Selbst die willenskräftigsten Menschen sind nicht frei von gewissen Schwächen und es läßt sich nicht leugnen, daß Julia Godwin ein verzogenes Kind und die Lieblingsgesellschafterin ihres sie zärtlich liebenden Vaters war.

Zwischen diesem und seinem Sohne herrschte weder Zuneigung, noch bestand häufiger Verkehr zwischen ihnen. Ein seltsamer unnatürlicher Widerwille trennte den Vater und seinen einzigen Sohn, und die Tochter war es, auf welche der stolze Mann alle seine Hoffnungen gesetzt hatte.

„Kommen Sie, Capitain Westford," sagte der Banquier, als Julia wieder verschwunden war, „es wird spät. Der letzte Zug von Hertford geht kurz vor Mitternacht ab. Werden Sie im Stande sein, bis zur Station zu Fuße zu gehen?"

„O, dreimal so weit, wenn es sein muß," antwortete der Seemann zuversichtlich.

„Nun, dann kommen Sie."

Rupert Godwin nahm die Lampe in die eine Hand und das Schlüsselbund in die andere. Dann ging er hinaus in die Hausflur, während Capitain Westford ihm folgte.

„Es ist für diesen Herrn kein Wagen nöthig," sagte der Banquier zu einem Diener, dem sie in der Halle begegneten. „Er wird einen kurzen Querweg durch den Park einschlagen und zu Fuße nach Hertford gehen."

Rupert Godwin schritt voran, durch Corridors, die mit dicken Teppichen belegt, mit Bildern, Statuen und großen chinesischen Vasen voll exotischer Blumen, deren Wohlgeruch die Luft erfüllte, geschmückt waren. Alles war Luxus und Eleganz in diesem Theile des Hauses, und durch die offen stehenden Thüren hindurch erblickte Harley Westford hier und da einen Schimmer von prachtvoll ausgestatteten Gemächern, in welchen das geschnitzte eichene Wandgetäfel und die reich geschmückten Plafonds aus dem Zeitalter der Königin Elisabeth zu den wunder=

schönen Leistungen der modernen Täschner- und Tapezierer-kunst einen auffallenden Gegensatz bildeten.

Plötzlich aber änderte sich die Umgebung. Am Ende eines langen Corridors schloß der Banquier eine schwer-fällige Thür von Eichenholz auf und schritt voran in einen dunklen Gang, wo die Atmosphäre von Staub erfüllt zu sein schien, und wo ein schwerer, modriger Geruch, wie von Verfall und Verwesung, sich bemerkbar machte.

Sie waren nun in dem nördlichen Flügel von Wil-mingdon Hall, in jenen verödeten Gemächern, in deren unheimliche Einsamkeit es dem Banquier zuweilen beliebte, sich zurückzuziehen.

Schaudernd sah Harley Westford sich um.

„Wir Seeleute sind etwas abergläubisch," sagte er. „Die Luft dieser Umgebung erweckt ein Frösteln in mir und ich würde mich nicht wundern, wenn wir in diesen dunklen Gängen einem Gespenst begegneten. Es ist hier wie in einem Grabe."

„Wirklich?" rief der Banquier; das ist sonderbar."

Wieder hätte Harley Westford, wenn er ein miß-trauischer Mensch gewesen wäre, in dem Ton, in welchem diese Worte gesprochen wurden, etwes Unheimliches ent-decken können.

Der Banquier schloß eine Thür auf, die in ein kleines niedriges Gemach führte, welches aussah, als ob dann und wann ein Geschäftsmann darin verweilte.

Die eine Seite des Zimmers war von eisernen Schränken eingenommen und ein Pult und einige Stühle standen in der Mitte der nackten Diele von Eichenholz. Es war ein langes schmales Fenster da, welches durch ein eisernes Gitter und durch draußen angebrachte schwere Läden verwahrt ward. An dem einen Ende des Zimmers befand sich eine Thür mit schweren, eisernen Vorlegstangen.

Nichts konnte schauerlicher sein, als der Anblick dieses Zimmers, während es jetzt düster von der Lampe beleuchtet ward, die Rupert Godwin auf das Pult setzte.

„Hier in diesem Zimmer verwahre ich alle besonders werthvollen Gegenstände, die mir auf längere Zeit anvertraut werden," sagte er, während Harley Westford's Augen langsam in dem Gemach umherschweiften. „Diese eisernen Schränke enthalten Gold und Documente. Diese Thür führt in einen Keller, in welchem ich Silbergeschirr aufbewahre."

Er öffnete einen der eisernen Schränke und nahm ein eisernes Kästchen heraus.

„Das ist Mrs. Wentwort'hs Vermögen," sagte er, „von welchem ich zwanzigtausend Pfund Ihnen auszahlen werde."

Er setzte das Kästchen auf das Pult und während der Capitain ersteres als das Behältniß, welches so viel Reichthum enthielt, mit fast ehrfurchtsvollem Blick be-

trachtete, wandte Rupert Godwin sich abermals nach dem Schranke.

Diesmal aber sah Harley Westford nicht den Gegenstand, den der Banquier aus dem eisernen Schranke nahm.

Es war etwas, was bläulich im Schein der Lampe blinkte, etwas, was der Banquier in dem Aermel seines Rockes verbarg, während er sich wieder nach dem Seemann herumdrehte.

„Kommen Sie," sagte er in gleichgültigem Tone, „Sie müssen meinen geheimnißvollen Keller sehen, ehe Sie diesen alten unheimlichen Flügel meines Hauses verlassen. In meiner Gesellschaft fürchten Sie sich doch nicht vor Gespenstern?"

„Weder in Ihrer Gesellschaft, noch allein," antwortete Harley. „Ein Seemann fürchtet sich niemals. Er glaubt vielleicht an das Erscheinen übernatürlicher Wesen, aber er fürchtet sich nicht."

Der Banquier schloß die schwer verriegelte Thür auf und öffnete sie. Sie drehte sich sehr langsam in ihren riesigen Angeln und machte eine steile Treppe sichtbar, welche in undurchdringliche Finsterniß hinabführte.

„Also hier verwahren Sie ihre Schätze!" rief der Seemann. „Das ist ja ein wahrer Aladin's Keller!"

„Ja," antwortete Rupert Godwin, „wenn Sie ein Liebhaber von altem Silber wären, so würden Sie in

diesem Gewölbe Vieles finden, was Sie interessirte — Candelaber, welche die Gelage der Tudor's beleuchtet, Weinkannen, welche von Cromwell's dicken Lippen berührt worden, Theekannen und Teller, von dem Lieblingssilberschmied der Königin Anna gefertigt, die schwarzgewordenen Schätze einiger der besten Familien Englands. Nehmen Sie die Lampe und schauen sie einmal hinunter."

Harley nahm die Lampe vom Tische und näherte sich der Schwelle der Thür.

Er stand einige Augenblicke so da und blickte in das schwarze Gewölbe unten gedankenvoll hinab.

„Ein seltsamer Ort," sagte er, „finsterer als der Raum eines Sklavenschiffs an der afrikanischen Küste."

Während er diese letzten wenigen Worte sprach, hob sich plötzlich der Arm des Banquiers und jenes geheimnißvolle Etwas, was bläulich im Lampenschein blinkte, fuhr dem Seemann in den Rücken.

Harley Westford stieß ein einziges dumpfes Stöhnen aus, taumelte vorwärts und stürzte kopfüber die steile Treppe hinab, welche in den Keller führte.

Man hörte, so wie ihm die Lampe aus der Hand fiel, zerbrochenes Glas klirren und dann einen dumpfen schweren Schlag, der hohl in dem Gewölbe unten wieder dröhnte, gleich dem unterdrückten Grollen fernen Donners.

Der Banquier fuhr mit der Hand in seine Brusttasche

dann schlug er die schwere Thür wieder zu und drehte den Schlüssel im Schloß um.

„Ich glaube nicht, daß er nun nach Lombard Street kommen wird, um sein Geld zu verlangen oder sich auf die Stufen meines Hauses zu stellen und mich für einen Dieb und Schurken zu erklären," murmelte Rupert Godwin, indem er das Schlüsselbund in seine Rocktasche fallen ließ.

Dann tastete er sich aus dem Zimmer hinaus und schlich vorsichtig den schmalen Gang entlang, der nach dem bewohnten Theil des Hauses führte.

Er hatte die Verbindungsthür angelehnt gelassen und sah das Licht durch die Oeffnung schimmern. Er schien freier aufzuathmen, als er in den mit Teppichen belegten Corridor trat und die Thür hinter sich verschloß.

Als er den Schlüssel hinter sich ins Schloß drehte, trat Julia aus einem der in der Nähe befindlichen Zimmer.

„Wo hast Du Deinen Freund, Papa?" fragte sie mit einiger Ueberraschung.

„Er ist nach London zurückgekehrt."

„Aber wie ist er denn fortgekommen? Ich sah Euch Beide vorhin in den nördlichen Flügel gehen und habe seitdem in meinem Zimmer bei offener Thür gesessen und auf Eure zurückkehrenden Tritte gewartet. Ich weiß ganz bestimmt, daß er diesen Gang nicht wieder passirt hat."

Der Banquier schwieg einen Augenblick.

„Wie neugierig Du doch bist, Julia," sagte er endlich. „Ich habe jenen Herrn zu der Seitenthür im nördlichen Flügel hinausgelassen, denn er wollte auf dem kürzesten Wege quer durch den Park gehen."

„Ach so, aber was führte Euch in diesen schrecklichen nördlichen Flügel?"

„Geschäfte. Ich habe wichtige Papiere dort. Geh' wieder in Dein Zimmer, Julia; ich kann nicht hier stehen bleiben, um mich von Dir ausfragen zu lassen."

Die junge Dame sah ihren Vater mit einem Ausdrucke an, in welchem sich Verwunderung und Unruhe mischten.

„Papa," rief sie, „Du bist todtenbleich. Noch nie habe ich Dich so gesehen. Auch bist Du sonst nicht so unfreundlich mit mir. Ich bin überzeugt, daß Dir etwas sehr Unangenehmes, etwas sehr Ernstes zugestoßen ist."

„Ja, ich hatte ein etwas unangenehmes Geschäft mit diesem Manne abzumachen, aber es ist nun vorüber und er ist fort. Laß mich vorbei, Julia, ich habe noch einige wichtige Briefe zu schreiben, ehe ich zu Bett gehe."

„Nun, dann gute Nacht, Papa," sagte Julia, indem sie das Gesicht emporwendete, um sich küssen zu lassen.

Ehe aber dieser Kuß gegeben werden konnte, prallte sie mit plötzlicher Bewegung und mit einem leisen Schrei des Entsetzens von ihrem Vater zurück.

„Sieh da!“ rief sie, indem sie auf seine Brust zeigte.

„Was giebt's, Kind?“

„Blut, Papa, einen Blutflecken auf Deinem Hemd!“

Der Banquier blickte abwärts und sah einen kleinen Blutspritz auf der makellosen Fläche seines Battisthemds.

„Wie einfältig Du bist, Julia,“ sagte er. „Ich hatte soeben ein wenig Nasenbluten, während ich mich über einige Papiere bückte. Mein Hirn ist überladen mit Blut, glaube ich. So, so — gute Nacht, Kind.“

Er drückte seine Lippen auf die emporgerichtete Stirn des Mädchens. Diese kalten blutlosen Lippen jagten ihr einen kalten Schauder durch alle Adern.

„Was ist nur heute Abend mit Papa?“ dachte sie, indem sie in ihr Zimmer zurückkehrte. „Ich fürchte, es muß ihm in seinem Geschäft etwas sehr Unangenehmes begegnet sein.“

Der Banquier ging langsam nach dem Speisezimmer, wo Harley Westford zuerst ihn in seinem Hinbrüten gestört hatte.

Die Lampen brannten noch auf der langen Tafel von polirtem Eichenholz. Die Weine glüheten noch mit dunkelrothem Glanz in den schön geschliffenen Karaffen.

Das Zimmer war aber nicht leer. Am Tische, mit der „Times“ in der Hand, saß Jakob Danielson, der Mann, welchem Rupert Godwin von allen andern in

diesem Augenblick am wenigsten zu begegnen gewünscht hatte.

Der Banquier hatte nach der Begegnung mit seiner Tochter seinen Rock über der Brust zugeknöpft, so daß der Blutflecken nicht mehr sichtbar war. Dennoch konnte er beim Anblick seines Buchhalters sich einer leichten Geberde des Erschreckens nicht enthalten.

„Sie hier, Danielson!" rief er. „Ich dachte Sie auf dem Wege nach London."

„Nein, ich kam zu spät zum Zuge und bin daher zu Fuße wieder zurückgekommen, um Sie um Ihre Gastfreundschaft für diese Nacht zu bitten. Ich hätte natürlich mit dem Mitternachtszuge fahren können, aber meine Hauswirthin ist eine sehr eigensinnige Frau und ich möchte nicht gern erst beim Morgengrauen nach Hause kommen. Deshalb erlaubte ich mir, hierher zurückzukehren. Ich hoffe, daß ich nicht als ein Eindringling betrachtet werde."

„O, durchaus nicht," antwortete Rupert, indem er plötzlich in einen Armstuhl sank. „Wollen Sie so gut sein, die Klingel zu ziehen?"

„Ja wohl. — Sie sehen sehr bleich aus."

„Ja, ich hatte soeben einen Anfall von Herzkrampf. Ich leide zuweilen daran," entgegnete der Banquier in gleichgiltigem Tone und setzte dann zu dem Diener, der eben in's Zimmer trat, hinzu: „Bringe mir Cognac."

Der Mann brachte eine Karaffe Cognac. Rupert

Godwin schenkte ein Weinglas halb voll und trank es dann bis auf den letzten Tropfen aus.

„Also Sie kamen zu spät für den Zug und sind zu Fuße hierher zurückgekehrt?“ fragte er dann Danielson.

„Ja, ich hatte Ihren Groom mit der Chaise schon fortgeschickt, ehe ich bemerkte, daß der Zug bereits abgegangen war, und es blieb mir daher nichts weiter übrig, als den Rückweg zu Fuße zu machen.“

„Sie müssen ungewöhnlich schnell gegangen sein,“ sagte der Banquier nachdenklich.

„Ja, ich bin ein ziemlich rascher Fußgänger. Aber wo ist unser Freund, der Capitain?“

„Fort, vor einer halben Stunde.“

„Dann gelang es Ihnen also, ihn zu beschwichtigen?“

„Ja wohl! Er verstand sich dazu, mir sein Geld zu lassen bis zu seiner Rückkehr von China. Ich werde ihm ziemlich hohe Zinsen dafür bezahlen.“

„Ja wohl, ja wohl!“ antwortete der Comptoirist, indem er sich auf jene langsame nachdenkliche Weise, die ihm eigenthümlich war, das Kinn rieb und aufmerksam seinen Chef ansah, welcher ein zweites halbes Glas Cognac trank.

„Also der Capitain ist zu Fuße nach der Eisenbahnstation gegangen. Sie wiesen ihn wohl auf den durch den Park führenden Querweg?“

„Ja!“

„An der Grotte und Farrenkrautpflanzung vorbei?“

„Ja wohl, ich schickte ihn diesen Weg," antwortete der Banquier mit zerstreuter Miene.

„Sonderbar!" sagte der Comptoirist. „Da hätte ich ihm begegnen sollen, denn ich bin diesen Weg gekommen."

„Wahrscheinlich hat er den falschen Weg eingeschlagen. Diese Seeleute verstehen sich gewöhnlich nicht sonderlich darauf, ihren Cours auch zu Lande gut zu steuern."

„Ja, das ist wahr. Uebrigens hat der nachlässige Mensch auch seinen Rock dagelassen, wie ich sehe," sagte Danielson, indem er auf Harley Westford's leichten Ueberzieher deutete, der auf der Lehne eines entfernt stehenden Stuhles hing.

„Eine große Nachlässigkeit," antwortete der Banquier. „Und nun, da ich sehr müde bin, will ich Ihnen gute Nacht wünschen, Danielson. Die Diener werden Ihnen Ihr Zimmer anweisen. Versuchen Sie ein Glas von diesem Cognac. Er ist ausgezeichnet."

„Er muß ziemlich schwach sein," antwortete Jakob, „denn ich habe Sie noch nie so viel Cognac trinken sehen, wie Sie jetzt innerhalb der letzten fünf Minuten getrunken haben."

Rupert Godwin verließ das Speisezimmer und ging die breite Treppe von Eichenholz hinauf nach seinem Privatzimmer, einem hohen geräumigen Gemach mit dunklem, geschnitztem Wandgetäfel und Tapeten von grünem Sammet.

Hier fiel dem Meuchelmörder die Maske vom Gesicht. Hier wagte der Schuldige er selbst zu sein.

Er sank schwer in einen Stuhl nieder, bedeckte sich das Gesicht mit den Händen und stöhnte laut.

„Es war entsetzlich!" murmelte er, „sehr entsetzlich und dennoch sagt man, die Rache sei süß. Vor Jahren hungerte ich nach Rache wie ein wildes Thier nach seiner Beute. Und nun ist sie mein. Ich bin gerächt, Clara Ponsonby, Du wirst meinen Nebenbuhler nie wiedersehen!"

Der Banquier fuhr mit der Hand in seine Weste und zog aus derselben einen langen spanischen Dolch von blankem blauem Stahl.

Von der Spitze an bis zur Hälfte nach dem Griffe zu war die Klinge mit Blut besudelt.

„Sein Blut!" murmelte Rupert Godwin, „das Blut des Mannes, den ich seit zwanzig Jahren gehaßt und heute zum ersten Mal gesehen! Die Wege des Schicksals sind seltsam."

Der Banquier erhob sich von seinem Stuhl und trat an einen altväterischen Wandschrank von Ebenholz, zog ein geheimes Schubfach heraus und legte den Dolch hinein.

„Kein lebendes Wesen außer mir kennt das Geheimniß dieser Feder," sagte er bei sich selbst. „Es muß ein

kluger Mann sein, der die Waffe findet, welche Harley Westford um's Leben gebracht."

Dann, nach einer Pause, murmelte er:

„Die Waffe, die ihn um's Leben gebracht! Weiß ich auch gewiß, daß er todt ist?"

Und dann, abermals nach einer Pause fuhr er fort:

„Bah! Wie sollte er diese Nacht überleben? Der Stoß des Dolches war ein sicher geführter und dann der Sturz die steile Treppe hinab! Läßt sich wohl an seinem Tode zweifeln? Hätte er übrigens auch den Dolchstoß und den Sturz überlebt, so müßte er durch Blutverlust, Kälte oder auch Hunger umkommen."

Es lag etwas Dämonisches in Rupert Gowin's Gesicht, während er diese furchtbare Alternative überlegte.

„Und die zwanzigtausend Pfund sind mein!" rief er nach einer langen Pause triumphirend, „mein für immer und ich kann damit machen was ich will. Diese Summe hilft mir vielleicht den erschütterten Credit meines Hauses aufrecht halten. Neue Speculationen führen mich vielleicht wieder in die Fluth des Reichthums zurück. Ich überwinde vielleicht alle meine Schwierigkeiten, ebenso wie ich die Schwierigkeiten dieser Nacht überwunden habe. Was ist im Grunde genommen dieses Verbrechen, dessen Anblick so scheußlich, dessen Erinnerung so entsetzlich ist? Ein einziger kühner, rascher Streich und die Sache ist gethan. Das Leben dieses Mannes erreicht sein Ende, so wie es

vielleicht in einigen Tagen bei einem Sturm auf offener See sein Ende erreicht haben würde. Was büßt die Welt durch seinen Verlust ein? Oder was büße ich ein durch das, was ich gethan?

So philosophirte dieser Mann mit sich in der ersten Pause, nachdem er die furchtbare That begangen, die ihn im Denken und Fühlen für immer von Menschen mit reinen Händen und schuldlosen Herzen trennen mußte.

Das, was er gethan, that ihm nicht leid. Er ward von keinem Gefühl des Bedauerns oder des Mitleids gequält. Er fühlte aber dennoch, daß er eine That vollbracht, deren Gewicht und Einfluß auf seine künftige Existenz er noch kennen lernen mußte.

Es kam ihm vor, als ob, seitdem er jene entsetzliche That vollbracht, eine physische Umwandlung mit ihm vorgegangen wäre. Er konnte nicht mehr mit dem Gefühl der Ungezwungenheit und Freiheit athmen, oder sprechen, oder sich bewegen. Sein Athemzug war schwer, seine Glieder schienen ihre Elasticität verloren zu haben, und wenn er sprach, so hatte seine Stimme für ihn einen seltsamen fremdartigen Klang.

„Es ist eine Art Alp," sagte er bei sich selbst, „und wird eben so schnell vorübergehen, als es gekommen ist. Ich habe in Ländern gelebt, wo man ein Menschenleben als sehr leichtwiegend betrachtet. Bin ich der Mann, der den Feigling spielt, weil die Tage dieses unverschämten

Seemanns um so und so viel Monate oder Jahre abgekürzt sind? Warum kam er hierher, um mir in meinem eigenen Hause Trotz zu bieten? Er wußte nicht, mit was für einem Verzweifelten er es zu thun hatte. Er wußte nicht, welch guten Grund ich hatte, ihn zu hassen."

Durch dergleichen Gedanken aufgeregt, schritt der Banquier mit verschränkten Armen und den Kopf auf die Brust herabhängen lassend, in seinem geräumigen Zimmer auf und ab.

Plötzlich blieb er stehen und ein Ausdruck des Schreckens zuckte über sein Gesicht.

„Die Quittung!" rief er. „Tod und Hölle. Die Quittung über die zwanzigtausend Pfund! Wie wenn diese in andere Hände gefallen wäre!"

Dann nach einer Pause murmelte er:

„Nein, es ist kaum möglich. Der Mann hat sie jedenfalls in seinem eigenen Besitz behalten und sie liegt mit ihm unten in dem finsteren Gewölbe, um nie wieder an das Tageslicht zu kommen."

Gleich darauf aber besann der Banquier sich auf den Rock, welchen Harley Westford im Speisezimmer zurückgelassen.

„Wenn nun zufälliger Weise sich die Quittung in einer der Taschen dieses Rocks befände!" dachte er, während er regungslos in der Mitte des Zimmers stand.

Nachdem er einige Augenblicke nachgedacht, raffte er

ein Licht von dem Ankleidetisch, verließ sein Zimmer und ging hinunter in die Halle.

Er trat in das Speisezimmer. Hier war Alles stumm und öde. Die Lampen waren ausgelöscht, Jakob Danielson war fort, der Rock des Capitains aber hing noch auf dem Stuhl, wo er ihn hängen gelassen.

Rupert Godwin durchsuchte alle Taschen, aber es war in keiner derselben auch nur der kleinste Fetzen Papier zu finden.

„Wie, wenn Danielson den Rock durchsucht und die Quittung an sich genommen hätte!" rief der Banquier. „Das wäre allerdings mein Untergang. Doch nein; so leichtsinnig diese Seeleute auch sein mögen, so hätte Harley Westford ganz gewiß das einzige Document, welches sein ganzes Vermögen repräsentirte, nimmermehr in der Tasche eines weiten Ueberziehrocks mit sich herumgetragen."

Fünftes Capitel.

Der junge Traum der Liebe.

Langsam, sehr langsam erholte Mrs. Westford sich von dem Anfall von Hirnfieber, welches durch den Kummer und die Aufregung bei der Trennung von ihrem Gatten herbeigeführt worden.

Es war kein gewöhnlicher Kummer, der sie in diesen beunruhigenden Zustand versetzt hatte. Sie war dem Einfluß einer seltsamen, unbesiegbaren Ahnung erlegen, welche

sie während der langen schlaflosen Nacht gequält, die der Abreise des Capitains Westford vorangegangen war.

Lange und geduldig wachte Violet während dieser herrlichen Sommertage in dem Krankenzimmer und Lionel harrte ebenso treu auf seinem Posten in dem niedlichen Boudoir aus, welches an das Schlafzimmer seiner Mutter stieß.

Noch nie war eine Mutter mit liebreicheren Kindern beglückt gewesen, noch nie hatten liebendere Augen an einem Krankenbett gewacht.

Zuweilen aber, in der angenehmsten Stunde des Juniabends, wenn der westliche Himmel im letzten Glanz der untergehenden Sonne strahlte, bestand Lionel Westford darauf, daß Violet einen stärkenden, erquickenden Spaziergang machte, während er ihren Platz am Bette seiner Mutter einnahm.

„Widersprich mir nicht, Violet,“ sagte er. „Wenn Du, nachdem Du den ganzen langen Tag gewacht und Dich angestrengt, nicht ein wenig frische Luft schöpfest, so wirst Du Dich ebenso krank machen, wie die arme Mama ist und es wird für sie ein schlechter Trost sein, wenn sie wieder genesen ist, in Dir einen Patienten zu finden. Geh daher und mache einen recht langen, weiten Spaziergang im Walde und komme frisch und blühend zurück, um dann eine recht gute Nachtruhe zu genießen. Vergiß nicht, liebe Vio, daß ich in Papa's Abwesenheit Dein

verantwortlicher Vormund bin. Also keinen Ungehorsam, wenn ich bitten darf. Setze Deinen Hut auf und geh!"

Wäre der leichtherzige junge Mann ein scharfblickender Beobachter gewesen, so hätte er sich vielleicht über die schüchterne Röthe gewundert, welche Violet's Wangen überzog, so oft von diesen Abend-Spaziergängen die Rede war.

Zögernd und verlegen schien sie in der einen Minute nichts sehnlicher zu wünschen, als zu gehen, während sie gleich darauf in fast kläglichem Tone bat, man möge ihr doch erlauben, in dem friedlichen Heiligthum des Zimmers ihrer Mutter zu bleiben.

Da aber, wo Lionel meinte, Violets Wohlergehen stehe in Frage, war er überaus hartnäckig und deshalb bestand er darauf, daß seine Schwester diese Abendpromenade machte.

„Ich würde mitgehen und darauf sehen, daß Du einen ordentlichen Weg zurücklegst," pflegte er zu sagen; „ich habe mir aber einmal vorgenommen, daß unsere Mutter niemals gänzlich auf den Dienst von Miethlingen angewiesen sein soll, wie treu und zuverlässig diese Personen auch sein mögen. Wenn Du nicht gern allein gehen willst, so kannst Du ja eine der Dienerinnen mitnehmen, und brauchst Dich nicht sehr weit vom Hause zu entfernen."

Während dieser ganzen Zeit lag Clara Westford matt und hilflos da, und ihr Gemüth ward von fieberhaften

Visionen gequält, in welchen sie ihren Gatten stets von Stürmen und Gefahren umringt sah.

Der Arzt sprach sich ziemlich günstig aus, gestand aber, daß die Genesung der Kranken nur sehr langsam von Statten gehen werde.

„Ihr Gemüth ist durch die Erschütterung bei der Trennung von dem Capitain allzusehr ergriffen worden.“

Wenn daher die Sonne tief im Westen stand, pflegte Violet das Zimmer ihrer Mutter zu verlassen und allein hinaus zu gehen auf die Waldwiesen, die sich jenseits der zum Hause gehörigen Gartenanlagen befanden.

Keine englische Landschaft konnte lieblicher sein, als dieses Waldland von Hampshire mit seinem schönen Unterholz, mit seinem Farrenkraut und Haselbüschen, mit seiner Abwechselung von hellem Sonnenschein und dunklem Schatten.

In der That schmückte auch nie eine lieblichere Nymphe jemals einen classischen Wald als die, welche jetzt in den stillen Abend hinausging, mit wilden Blumen in das Band ihres breiten Strohhutes gewunden.

So ging sie auch ungefähr eine Woche nach jener Unterredung zwischen dem Banquier und seinem Schlachtopfer in Wilmingdon Hall eines Abends hinaus.

Sie überschritt den breiten Rasenplatz, ging den schmalen Pfad entlang, der durch die Anlagen führte, und

verließ den Garten mittelst eines kleinen hölzernen Pförtchens, welches unmittelbar in den Wald führte.

Ihr Antlitz war jetzt bleich, obschon es, als sie ihren Bruder verlassen, sanft geröthet gewesen. Sie blieb nicht in der Nähe des Hauses, wie Lionel vorausgesetzt, daß sie thun würde, sondern schlug sofort einen schmalen Fußweg ein, der sich unter den majestätischen alten Bäumen hinschlängelte, und wandelte weiter, bald langsam, bald mit fast raschem Schritt, bis sie an einen freien Platz kam, der von hohen Ulmen und Buchen, hier und da mit den weitreichenden Aesten einer Eiche untermischt, eingeschlossen war.

Es war ein lieblicher Ort, ein Zauberkreis, dessen Bewohner zu schlafen schienen. Das Farrenkraut wuchs hoch unter den starken braunen Stämmen der alten Bäume und in der Ferne spiegelte eine glatte Wasserfläche den Abendhimmel wieder.

Es war ein herrlicher Ort, und er war nicht völlig einsam.

Ein junger Mann saß auf einem niedrigen Feldstuhl und vor ihm stand eine tragbare Staffelei.

Er arbeitete aber nicht an der Aquarellskizze, die auf dieser Staffelei stand. Er saß vielmehr in ziemlich melancholischer Haltung da, und seine Augen waren auf die Waldöffnung geheftet, in welcher Violet jetzt zum Vorschein kam.

Er war sehr schön. Er hatte dunkles Haar und graue mit langen schwarzen Wimpern befranste Augen, die oft mehr schwarz als grau aussahen. Er war sehr schön und seine Erscheinung war die eines Mannes, welchem das Gepräge edlen Blutes unauslöschlich aufgedrückt worden.

Dieses Gepräge war ein Theil von ihm selbst, und nicht von den Kleidern entlehnt, die er trug, denn kein Costüm konnte von unbestimmterem Charakter sein, als sein kurzer sammetner Jagdrock mit der grauen Weste und weiten Beinkleidern von derselben Farbe, ein Costüm, welches eben so für einen Wildhüter oder einen Hausirer, als für einen auf einer Fußwanderung begriffenen Gentleman gepaßt hätte.

Nicht so bald zeigte sich von Violet Westford's weißem Gewand der erste Schimmer auf dem Waldpfad, so sprang der junge Maler auf und ihr entgegen.

„Meine theure Violet!“ rief er. „Du kommst sehr spät. Wie lang ist mir die Zeit geworden — wie grausam lang!“

Wenn ein junger Mann eine Dame in dieser Weise anredet, so läßt sich annehmen, daß die Beiden einander schon sehr oft begegnet sind und daß sie in sehr gutem Einvernehmen mit einander stehen.

„Ich konnte nicht eher kommen, Georg,“ sagte das junge Mädchen in sanftem Tone, „und jetzt selbst ist es mir, als handelte ich sehr unrecht, überhaupt zu kommen.

Ach, wenn Mama gesund wäre und ich ihr sagen könnte, daß unsere Herzen sich gefunden! Ach, wenn ich Dich zu ihr führen könnte! O, Georg, Du kennst sie nicht, wenn Du glaubst, daß Deine Armuth uns im Wege stehen würde. Meine Mutter würde niemals von mir verlangen, einen Mann zu heirathen, den ich nicht aufrichtig liebe. Und wenn Du ihr sonst gefällst, so bin ich überzeugt, sie würde die Letzte sein, welche darnach fragte, ob Du reich oder arm wärest."

Der junge Mann seufzte schwer und beantwortete diese jungfräuliche Meinungsäußerung nicht sogleich.

Nach einer kleinen Pause aber sagte er:

„Deine Mutter kann eine sehr edel denkende Frau sein, Violet, aber es giebt auch noch andere Leute, welche nicht so edel denken. Es giebt Leute, welche nur einen Gott, nämlich das goldene Kalb, anbeten, die sich vor diesem modernen Moloch beugen und das Herzblut ihrer eigenen Kinder eben so unbarmherzig opfern würden, wie die Karthagenienser die ihrigen in die feurigen Oefen warfen, welche unter Betsamen's Füßen glüheten. Du kennst die Welt nicht so, wie ich sie kenne, meine Violet, sonst würdest Du nicht davon sprechen, daß Armuth keine Schranke zwischen uns sein könne."

„Aber weder mein Vater noch meine Mutter sind blinde Verehrer des Geldes," entgegnete die Liebende. „Mein Papa ist der biederste, einfachste Mann, den es

geben kann, und ich brauche ihm blos zu gestehen, daß ich so thöricht gewesen bin, mich in einen armen, unbekannten Künstler, dessen ganzes Vermögen in seinem Pinsel, seiner Palette, einer tragbaren Staffelei und einem Feldstuhl besteht, zu verlieben, und er wird sofort seine Einwilligung geben, das heißt, sobald er Dich kennen gelernt haben wird; denn auf die Gefahr hin, Dich sehr dünkelhaft zu machen, muß ich gestehen, daß er Dich nicht kennen lernen kann, ohne Gefallen an Dir zu finden."

„Gutes, thörichtes Mädchen!"

„War Mama nicht ganz entzückt von Dir, als wir Dich vorige Weihnacht auf dem Balle in Winchester trafen? Nur hielt sie Dich damals für einen Mann von Vermögen und hatte keine Ahnung davon, daß Du ein armer wandernder Maler bist, der in einem kleinen Landhause im Walde wohnt. Du hast auch wirklich ein so aristokratisches Aeußere, Georg, daß man glauben sollte, Du besäßest zwanzigtausend Pfund jährlicher Einkünfte."

Ein dunkler Schatten flog über das Gesicht des jungen Mannes.

„Hätte ich nur fünfhundert jährlich, so hätte ich es möglich gemacht, Deinem Vater, ehe er England verließ, vorgestellt zu werden, und würde mich bei ihm kühn um diese liebe kleine Hand beworben haben. Ich bin aber ein armer Schlucker und überdies nicht blos arm, sondern

auch abhängig, und zwar von einem Manne, den ich nicht achten kann."

Violet Westford betrachtete das düstere Antlitz ihres Geliebten mit einer Miene, welche ein Gemisch von Mitleid und Verwunderung verrieth.

„Das wird aber nicht immer so sein, Georg," sagte sie. „Du wirst in nicht langer Zeit ein großer, berühmter Maler sein, und dann wird die ganze Welt zu Deinen Füßen liegen."

Der bekümmerte Ausdruck entschwand aus den Zügen des jungen Mannes, während er auf das schöne, zu dem seinigen emporgewendete Gesicht herabblickte.

„Meine schöne junge Träumerin!" rief er. „Mit so ehrgeizigen Visionen von Triumph und Größe trage ich mich nicht, obschon ich hoffe, mit der Zeit einen Namen zu gewinnen, der mir wenigstens Unabhängigkeit gewährt. Auf dieses Ziel arbeite ich hin und Du weißt, daß ich dies mit Anstrengung thue."

„Ja, in der That, zuweilen fürchte ich, daß Deine Gesundheit leiden werde."

„Nein, das steht nicht zu fürchten, Violet. Schau her! Du mußt das Ergebniß meiner heutigen Arbeit sehen und billigen, sonst kann ich nicht ruhig schlafen. Du bist jetzt meine ganze Welt, Violet."

Der junge Maler führte das Mädchen zu der Staffelei und sie stand einige Minuten lang neben ihm und be-

trachtete mit stummem Entzücken das Gemälde, an welchem er gearbeitet.

Sie besaß keine künstlerische Fachkenntniß, keine Erfahrung, aber dennoch fühlte sie, daß das Werk, welches sie sah, den göttlichen Stempel des Genius trug.

Es war blos das Bild dieser Waldwiese mit dem dunkelgrünen Farrnkraut, der breiten glatten Wasserfläche, der rosigen Gluth des Sonnenuntergangs und der schlanken Gestalt eines seinen Durst löschenden Rehes.

Die Hand des Malers war aber von der Seele eines Dichters begeistert gewesen und es lag über das ganze Gemälde eine ruhige Schönheit ausgebreitet, die unbedingt zu Herzen gehen mußte.

„O, Du wirst groß und berühmt werden, Georg!“ rief das Mädchen, nachdem sie das Bild lange und schweigend betrachtet. „Ich fühle, daß Du es werden wirst.“

Sie blickte zu ihm auf mit ihren innigen dunkelblauen Augen und schloß zwei kleine liebende Hände um seinen Arm.

Er bedurfte keines höheren Lobes als dieses. Ruhm ward ihm vielleicht mit der Zeit zu Theil und damit zugleich auch Gold. Dieser eine leidenschaftliche Wonneschauer aber, den er jetzt empfand, war etwas, was für ihn weder durch Ruhm, noch durch Gold aufgewogen werden konnte.

Eine kleine Weile wanderten die Liebenden auf der Waldwiese umher, überglücklich und für den Augenblick die ganze Erde vergessend, mit Ausnahme dieses einen grünen Platzes, der so tief im Herzen des Waldes versteckt lag.

Dann, als lange dunkelrothe Streifen das Gras färbten, eilte Violet heimwärts, während ihr Geliebter neben ihr einherschritt. Erst als sie in die Nähe des Pförtchens kamen, welches in den Garten führte, zog der junge Maler sich widerstrebend zurück.

Der Himmel weiß, daß diese Zusammenkünfte so rein und unschuldig waren, als ob die Liebenden dem Feenreich Oberon's und Titania's angehört hätten; dennoch aber empfand Violet ein drückendes Gefühl wie der Schuld, als sie in das Krankenzimmer zurückkehrte und wieder ihren Platz am Bette ihrer Mutter einnahm.

„Wie schwer ist es doch, vor einer so innig geliebten Mutter ein Geheimniß zu bewahren," dachte sie seufzend. „Sobald sie wieder hergestellt ist, werde ich ihr Alles unverweilt sagen. Georg kann mir dieses Vorrecht nicht verweigern. Ich will ihr Alles sagen und sie wird über unsere Thorheit lächeln und unsere Hoffnungen theilen, und eben so wie ich an eine schöne Zukunft glauben, wo Georg Stanmore der Name eines großen Malers sein wird."

Von solchen Gedanken getröstet, lächelte Violet West-

ford sanft, während sie den Schlummer ihrer Mutter bewachte, der heute aber friedlicher war, als er seit der Abreise des Capitains gewesen.

Die Geschichte der Bekanntschaft Violet's mit dem wandernden Maler ist eine sehr einfache.

Die Liebenden begegneten sich zuerst auf einem Ball in Winchester, einem großartigen Grafschaftsball, wo nur Leute von tadellosem Rufe Zutritt hatten. Hier trafen Violet und ihre Mutter Mr. Stanmore, der mit einem der hier stationirten Offiziere sich einfand und, wie er sagte, ein alter Schulkamerad von diesem war. Der junge Fremde machte auf beide Damen einen sehr günstigen Eindruck und tanzte mit der jüngeren mehrmals.

Später begegneten Lionel und seine Schwester dem jungen Fremden häufig auf ihren Winterpromenaden und Spazierfahrten im Wald. Er machte aus seinem Beruf kein Geheimniß, sondern sagte ihnen sofort, daß er ein Landschaftsmaler sei und daß er in einem sehr bescheidenen Hause im Walde wohnte, um die Natur von Angesicht zu Angesicht zu studiren.

Zuweilen trafen sie ihn in einem kleinen Leinwandzelt sitzend, in einen dicken Ueberrock bis an das Kinn eingeknöpft und emsig an einer Studie arbeitend, die eine majestätische, riesige, braune, alte, sich gegen den Winterhimmel abhebende Eiche zum Gegenstand hatte.

Allmälig wurden die jungen Leute mit dem Maler

Georg Stanmore daher sehr genau bekannt. Lionel fand an ihm viel Vergnügen. Während der warmen Frühlingsmonate war Lionel Westford auf der Universität gewesen und Violet hatte allein im Walde spazieren gehen müssen, denn der Wohlthätigkeitssinn ihrer Mutter nahm den größeren Theil ihrer Zeit in Anspruch, besonders da sie die Armen der in einem Umkreise von einigen Meilen liegenden Dörfer zu besuchen pflegte.

Zuweilen begleitete Violet sie auf diesen menschenfreundlichen Missionen, gleichwohl aber gab es viele Tage, an welchen das junge Mädchen allein in den Wald ging, zuweilen zu Fuße, zuweilen auf einem Lieblingspferdchen reitend, welches mit dem Namen Oberon beehrt worden.

Mochte sie nun aber Oberon reiten oder zu Fuße gehen, oder irgend welchen Weg einschlagen, so konnte sie sicher darauf rechnen, George Stanmore zu begegnen.

Das Uebrige ist bald erzählt. Sie hatten einander gesehen und lieben gelernt. Gleich vom ersten Augenblicke an war Beiden das göttliche Licht der Liebe in ihrer Brust erwacht — der unschuldigen, von jedem Egoismus freien Liebe, die durch die Prüfungen des Lebens und die grausamen Stürme der Welt wohl angefochten und gemartert, aber niemals gänzlich verlöscht werden kann. Es war ächte Liebe, die keine niedrige Beimischung von selbstsüchtiger Furcht oder eigennütziger Vorsicht kannte. Violet Westford würde ihr Loos mit dem Georg Stanmore's

vereinigt haben, auch wenn er ein Bettler gewesen wäre, und sie hätte ihre Zukunft blindlings der Vorsehung anvertraut. Der einzige der Klugheit angehörende Grund, der den jungen Mann abhielt, mit seiner Bewerbung hervorzutreten, war die Furcht, daß sie, die er so zärtlich liebte, durch sein Ungestüm leiden könnte.

„Nicht eher, als bis ich mir Unabhängigkeit errungen, will ich sie auffordern, mein Weib zu werden," dachte er. „Nein, nicht eher, als bis ich der Welt ins Antlitz schauen und mich auf meine eigene rechte Hand verlassen kann."

Sechstes Capitel.

Die Geschichte der Vergangenheit.

Clara Westford erholte sich langsam, aber sie genas. Eine schwache Röthe kehrte auf die eingefallenen Wangen zurück und neuer Glanz leuchtete aus den Augen, die so matt erloschen gewesen.

Dieser Genesungsprozeß war ein sehr peinlicher. Als die schweren Stunden des Fieberwahnsinns und der Betäubung vorüber waren, als die beängstigenden Visionen aufgehört hatten, das Gemüth zu martern, da harrte wirklicher, grausamer, unerbittlicher Kummer der armen Genesenden.

Die ersten Silben, die, als die Vernunft wiederkehrte,

ihren Lippen entfielen, waren eine Frage in Bezug auf ihren Gatten.

„Ist kein Brief da?" fragte sie. „Hat er nicht geschrieben?"

Leider war die Antwort eine verneinende. Es war kein Brief von dem Capitain eingegangen.

Weder Violet noch Lionel waren durch das Schweigen ihres Vaters beunruhigt worden. Sie glaubten, wenn er nicht geschrieben habe, so läge der Grund einfach darin, daß er keine Gelegenheit gehabt, einen Brief abzusenden.

Mrs. Westford jedoch war von tausend Befürchtungen gequält. Ihr Gatte hatte, als er sie verlassen, erklärt, daß er die Absicht habe, den Gesammtbetrag seiner Ersparnisse bei einem Banquier zu deponiren und ihr die Empfangs-Bescheinigung über das Geld sofort zuzusenden.

Das Geld selbst war in Clara Westford's Gemüth ein Gegenstand von untergeordneter Bedeutung, dennoch aber kannte sie die Aengstlichkeit ihres Gatten in dieser Beziehung, und mußte sich daher nothwendig wundern, daß er unterlassen, ihr deswegen, ehe er England verließ, zu schreiben. War es ihm nicht möglich gewesen, dies vor seinem Abgange von London aus zu thun, so wunderte sie sich, daß er es nicht möglich gemacht, einen Brief an's Land zu senden, ehe er die englische Küste aus den Augen verlor.

Die Befürchtungen, die sie auf diese Weise quälten, waren von so schattenhafter, unbestimmter Art, daß sie dieselben kaum in Worte zu kleiden wußte.

Ihre Kinder gewahrten ihre Unruhe und bemühten sich, ihre Befürchtungen zu beschwichtigen.

„Meine gute Mutter," rief Lionel, „glaubst Du denn, daß wenn wirklicher Grund zu Befürchtungen vorhanden wäre, ich nicht auch unruhig sein würde? Kennst Du nicht das alte Sprichwort, welches uns sagt, daß schlimme Neuigkeiten Flügel haben? Wenn Papa, ehe die „Lilienkönigin" England aus den Augen verloren, etwas zugestoßen wäre, so hätte Gilbert Tornleigh uns ganz gewiß geschrieben. Du weißt, welche Anhänglichkeit er an Papa und überhaupt an uns Alle besitzt," setzte der junge Mann hinzu, indem er mit eigenthümlich bedeutsamer Miene seine Schwester ansah, welche erröthete und an ein in ihrer Nähe befindliches offenes Fenster trat, um diesem forschenden Blick auszuweichen.

Alle im Hause hatten den Eindruck bemerkt, welchen Violet auf den treuherzigen ersten Maat der „Lilienkönigin" gemacht hatte.

Clara Westford bemühte sich, die liebenden Kinder anzulächeln, welche jeden ihrer Blicke mit besorgten Augen beobachteten. Sie lächelte, aber es war das Lächeln der Resignation, nicht des Friedens. Ihr Herz war von heimlichen Qualen gefoltert, aber dennoch ließ sie keinen Ruf

der Verzweiflung über ihre Lippen kommen. Um Lionel's und Violet's willen zwang sie sich, alle äußeren Zeichen ihrer Gemüthsunruhe zu unterdrücken und wartete, indem sie einen Tag nach dem andern hoffte, daß, ehe die Sonne zur Rüste ginge, ein Brief einträfe, der, von einem heimwärts segelnden Schiffe mitgebracht, sie in Bezug auf Harley Westford's Wohlsein beruhigte.

„Er weiß, wie ich leide, wenn er nicht da ist," dachte sie bei sich selbst. „Er wird nicht verfehlen, zu schreiben, sobald sich die Gelegenheit dazu darbietet."

Es war eine furchtbare Zeit — eine lange, qualvolle Zwischenzeit der Ungewißheit und Angst.

Lionel war glücklich, denn mit dem sorglosen, leichtherzigen Vertrauen der Jugend, die noch niemals von Kummer und Leiden umwölkt worden, hoffte er blindlings auf die Zukunft.

Alle früheren Reisen seines Vaters waren glücklich abgelaufen, warum sollte nicht diese auch eben so glücklich zurückgelegt werden?

Und auch Violet war glücklich und ihr Glück war das einer ersten Liebe, wahr, rein und grenzenlos. Jetzt, wo ihre Mutter der Gesundheit wiedergegeben war, kam es ihr vor, als würde der Glanz ihres Lebens auch nicht durch die kleinste Wolke verdunkelt. Was that es, daß George Stanmore arm war? Ihr Vater kam ja wieder

und Armuth war in den Augen dieses edelsten aller Väter sicherlich keine Schande.

So verging die Sommerzeit glücklich für die Liebenden, die sich oft in der schönen Waldung trafen, zuweilen in Gegenwart Lionel's, welcher wohl sah, daß der junge Maler seine Schwester bewunderte, aber keine Ahnung davon hatte, daß ein tieferes Gefühl zwischen den Beiden bestände.

Es ist dies überhaupt ein Gegenstand, in Bezug auf welchen Brüder zuweilen sehr langsam von Begriffen sind. Sie glauben, ihre Schwestern seien ganz nette Mädchen, wundern sich aber, wenn irgend ein Freund erklärt, daß das nette Mädchen ihm fast vorkomme, wie ein Engel. Hätte aber Lionel auch die Wahrheit vermuthet, so würde er doch schwerlich Schritte gethan haben, um den Pfad dieser treuen Liebe zu durchkreuzen. Er besaß keinen Geldstolz, weder für seine Schwester, noch für sich selbst, und die strenge Schule des Unglücks hatte ihn noch nicht Klugheit gelehrt.

Der Sommer verging. Die Farben des Karmins und des Bernsteins mischten sich mit dem Immergrün des Waldes, das Farrnkraut ward braun, die Dorfkinder tummelten sich lustig auf den wiederhallenden Waldwiesen umher und plünderten Schlehen und Haselbusch, Buche und Kastanie. Die Tage wurden kürzer und die kleine

Familie des Capitains verbrachte lange, ruhige Abende in dem traulich erleuchteten Gesellschaftszimmer.

Aber immer noch kam kein Brief von Harley Westford — keine Nachricht von der „Lilienkönigin."

Mrs. Westford, ihr Sohn und ihre Tochter hatten unter den benachbarten Gutsbesitzern viele Freunde, dennoch aber sahen sie während dieser Periode nur wenig Gesellschaft, denn Clara hielt sich während der Abwesenheit ihres Gatten allemal sehr zurückgezogen.

Alle, die sie näher kannten, bewunderten und liebten sie. Aber es gab auch Leute, die nur oberflächlich mit ihr bekannt waren, und diese erklärten sie für stolz und wählerisch.

Sie war auch in der That stolz, denn die Stellung ihres Gatten als Kauffahrer-Capitain war nach gesellschaftlichen Begriffen eine tiefere, als die der Landedelleute, welche sich niemals mit Handel oder Speculation befaßt und die sich nicht recht die Thatsache vergegenwärtigen konnten, daß der Besitzer eines Handelsfahrzeuges auch ein Gentleman sein könne.

Clara war stolz um seinetwillen, nicht um ihretwillen.

„Ich besuche kein Haus, wo mein Gatte nicht als geehrter Gast geachtet wird," sagte sie.

Sie war auch wählerisch und exclusiv, denn ihre Neigung hatte sich auf einen einzigen Brennpunkt concentrirt. Sie liebte ihren Gatten und ihre Kinder tief und innig,

und außerhalb ihrer glücklichen Häuslichkeit hatte die Welt wenig Anziehendes für sie.

Drei Monate waren seit dem Abgange der „Lilienkönigin" verflossen, und immer noch war keine Nachricht vom Capitain eingegangen.

Für Clara, aber nur für Clara allein, war dies ein Grund zu schwerer Unruhe. Lionel und Violet dagegen waren von blindem Vertrauen erfüllt und fast zu glücklich, um an die Existenz von Unglück zu glauben.

An einem schönen Herbsttage schickte Clara Westford ihren Sohn und ihre Tochter nach Winchester, wo sie einige Einkäufe machen sollten. Sie freute sich, sie beschäftigt und glücklich zu sehen, denn sie wünschte durchaus nicht, daß ein Theil ihrer eigenen Last von ihren Kindern getragen würde. Es war ihr eine Herzenserleichterung, allein zu sein. Sie konnte dann ungehindert ihrem Kummer nachhängen, ohne von liebenden Augen beobachtet zu werden.

Sie saß in ihrem Gesellschaftszimmer, einem großen, niedrigen Gemach mit langen, auf den Boden herabreichenden Fenstern, welche hinaus auf den Rasenplatz führten. Der Tag war warm und schön und die offenen Fenster ließen die reine Luft aus dem Garten und dem Walde hereindringen.

Clara saß zurückgelehnt in einem niedrigen Armstuhl in der Nähe eines Fensters. Ein kleiner, mit Büchern

beladener Tisch stand neben ihr, die Bücher selbst aber lagen ungeöffnet und unbeachtet darauf. Sie konnte nicht lesen, ihre Gedanken weilten in der Ferne, auf jenen furchtbaren unbekannten Meeren, in welchen jetzt die „Lilienkönigin" segelte.

Niemals, vielleicht selbst nicht in der frühesten Blüthe des Mädchenalters, hatte Clara Westford lieblicher ausgesehen, als heute.

Es war die gedämpfte Schönheit der Weiblichkeit, still und ruhig wie das weiche Licht des Mondes im Vergleich zu dem vollen Glanz der Mittagssonne.

Sie war ausgesucht gekleidet, denn sie besaß zu viel Tact und Bildung, um ihre Toilette bei irgend einer Gelegenheit zu vernachlässigen. Sie war nicht eine Frau, welche Unruhe und Leiden zu einer Entschuldigung für Nachlässigkeit in der äußern Erscheinung machte.

Ihr kastanienbraunes Haar war in dicken Flechten auf der Hinterseite ihres kleinen classisch geformten Kopfes aufgesteckt und mittelst eines einfachen Schildkrötkammes befestigt. Ihr seidenes Kleid war von goldbrauner Farbe, die mit der feinen reinen Gesichtsfarbe und dem kastanienbraunen Haar trefflich harmonirte. Ein großer, in einen Ring von mattem Golde gefaßter Türkis hielt den feinen weißen Halskragen zusammen und ein Knöpfchen von ganz derselben Art befestigte die einfachen Manchetten von makellosem feinem Battist. Einige wenige kostbare Ringe,

alle von Türkis und Gold, schmückten die schmalen weißen Hände, und dies waren die einzigen Zierden, welche die Gattin des Capitains trug.

Sie saß allein und dachte — o wie innigliebend und wehmüthig! — an ihren abwesenden Gatten, als plötzlich die Vorhänge des am weitesten von ihr entfernten Fensters mit lautem Geräusch auf die Seite geschlagen wurden und ein Mann in's Zimmer trat.

Clara Westford blickte, durch dieses Geräusch erschreckt, auf, und ein halb erstickter Schrei entrang sich ihren Lippen.

„Sie hier!" rief sie. „Sie hier!"

Der Eindringling war Niemand anders als Rupert Godwin, der Banquier von Lombard Street.

Er näherte sich langsam der Stelle, wo Clara Westford saß. Sein Gesicht war ein klein wenig bleicher als gewöhnlich und in seinen Augen lag ein harter, entschlossener Ausdruck.

„Ja," antwortete er in ruhigem Tone, „ich bin es, Clara Westford. Nach zwanzig Jahren stehen wir heute zum ersten Male einander wieder gegenüber und ich sehe abermals das Weib, welches der Fluch und die Qual meines Lebens gewesen ist."

Clara Westford fuhr in ihren weichen gepolsterten Armstuhl zurück, fast als ob sie einem ihr drohenden Streiche ausweichen wollte.

„O barmherziger Himmel!“ rief sie, indem sie leidenschaftlich die Hände zusammenschlug. „Nach zwanzig Jahren des Glücks soll ich diese verhaßte Stimme wiederhören?“

„Ja, Clara,“ antwortete der Banquier, „zwanzig Jahre lang ist Waffenstillstand zwischen uns gewesen. Mit heute beginnt der Krieg wieder und diesmal soll er nicht eher enden, als bis ich Sieger bin.“

Die Gattin des Capitains bedeckte sich das Gesicht mit den Händen, aber sie sagte nichts. Sie saß schaudernd und fröstelnd da, als ob ein plötzlicher eiskalter Windhauch sie bis in das innerste Herz erkältet hätte.

„Ja, Clara, Sie sind immer noch so schön wie sonst, aber von Ihrem alten stolzen Geiste haben Sie ein wenig verloren,“ sagte der Banquier. „Die Frau des Kauffahrer-Capitains ist nicht so stolz, wie die Tochter des Baronets.“

„O, hundertmal stolzer!“ rief Clara, indem sie ihre Hände vom Gesicht hinwegnahm und Rupert Godwin plötzlich ansah. „Hundertmal stolzer! Denn sie hat nicht blos ihre Ehre, sondern auch die ihres Gatten zu schützen.“

„Wacker gesprochen, Clara; edel gesprochen! Sie sind, wie ich sehe, immer noch dieselbe gebieterische Schönheit, und der Sieg wird daher ein ruhmvoller sein. Diesmal soll er mir nicht entgehen.“

„Warum sind Sie hier?“ rief Mrs. Westford. „Wie entdeckten Sie diesen Ort?“

„Durch Ihren Gatten. Sie sollen aber nach und nach noch mehr erfahren.“

„Von meinem Gatten? Ist er also bei Ihnen gewesen? Sie haben ihn gesehen und gesprochen, ehe er absegelte?“

„Ja, ich habe ihn gesehen und gesprochen.“

„Er hat eine bedeutende Summe bei Ihnen deponirt, nicht wahr?“

Der Banquier betrachtete Clara Westford mit insolentem Lächeln.

„Meine liebe Clara, Sie träumen wahrscheinlich!“ rief er. „Ihr Gatte hat kein Geld bei mir deponirt und war eben so wenig in der Lage, dies zu thun.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Weiter nichts, als daß Harley Westford, als er zu mir kam, ein Bettler war. Er kam, um Geld von mir zu borgen, um einen Theil der Ladung seines Schiffes bezahlen zu können, und er deponirte bei mir die Besitz-Documente dieses Landguts als Pfand für den ihm vorgeschossenen Betrag.“

„Er borgte Geld von Ihnen!“ rief Clara, indem sie mit krampfhafter Geberde die Hände an die Stirn drückte. „Mir sagte er, er wolle zwanzigtausend Pfund bei Ihnen in Verwahrung geben.“

„Dann hat er Ihnen eine Lüge gesagt, denn er hatte Alles, was er früher erworben, bei mehreren auswärtigen Speculationen, an welchen er sich betheiligt, verloren, und nur mit Hülfe geborgten Geldes konnte er dieses neue Unternehmen in's Werk setzen. Sehen Sie mich nicht so ungläubig an, liebe Clara. Ich verlange nicht, daß Sie diese Thatsache auf mein einfaches Wort hin glauben sollen. Ich habe Documente mit der Unterschrift Ihres Gatten, wodurch die Wahrheit meiner Angaben bewiesen wird. Wenn Sie diese Papiere sehen, werden Sie mir vielleicht glauben."

„O, das ist zu schrecklich!" rief die unglückliche Frau, „das ist zu bitter! Harley, mein Gatte, hat Verbindlichkeiten gegen Sie, — gegen Sie von allen anderen Menschen auf Erden!"

„Ja," antwortete der Banquier lächelnd. „Es war allerdings sonderbar, daß er gerade zu mir kam. Sehr sonderbar! Es war einer jener sonderbaren Zufälle, aus welchen das Drama des gesellschaftlichen Lebens zusammengesetzt ist."

Es trat eine Pause ein. Clara Westford schwieg. Sie dachte an ihre letzte Unterredung mit ihrem Gatten und rief sich die Worte zurück, die er damals gesprochen. War es möglich, daß er sie in Bezug auf den Stand seiner Angelegenheiten getäuscht? War es möglich, daß

er mit der Schwäche und Feigheit inniger Zuneigung ihr den heranziehenden Ruin zu verbergen gesucht hatte?

Es war dies leicht möglich, denn solche Dinge sind schon dagewesen. Die Liebe scheut sich mit muthloser Schwäche dem Wesen, welches sie liebt, Schmerzen zuzufügen.

„Er hätte mir vertrauen können," dachte sie wehmüthig. „Glaubte er, ich würde eine Armuth fürchten, die ich mit ihm zu theilen hätte? Kennt er nach zwanzigjährigem Zusammenleben mich noch so wenig?"

Clara Westford haßte und verachtete Rupert Godwin. Sie wäre geneigt gewesen, jede Behauptung zurückzuweisen, welche er zum Nachtheil des Mannes, den sie liebte, aufstellte. Dennoch aber hörte sie auf, zu zweifeln als er sich ernst erbot die Unterschrift ihres Gatten zum Beweis seiner Worte vorzuzeigen.

„Lassen Sie mich Harley's eigene Handschrift sehen," sagte sie nach einer Weile. „Dann, aber erst dann kann ich Ihnen glauben."

„Das soll Alles geschehen, sobald es Zeit ist, liebe Clara. Sie sollen die Unterschrift Ihres Gatten sehen, glauben Sie mir dies; Sie sollen sie sehen, vielleicht nur zu bald für Ihre eigene Gemüthsruhe. Wir brauchen jedoch dieser Zeit nicht vorzugreifen. Mittlerweile lassen Sie uns einen Blick in die Vergangenheit zurückwerfen. Nach zwanzigjährigem Waffenstillstand soll der Krieg wie-

der beginnen, und diesmal ist er ein Zweikampf auf Leben und Tod. Lassen Sie uns einen Blick in die Vergangenheit zurückwerfen, Clara Westford. — Lassen Sie uns jene alten Geschichten wieder in's Gedächtniß zurückrufen."

„Wie, Mr. Godwin!" rief die Gattin des Capitains im Tone der Entrüstung. „Schämen Sie sich nicht, wieder von der verhaßten Rolle zu sprechen, welche Sie in jener Geschichte spielten?"

Ich will Ihnen blos beweisen, wie gut mein Gedächtniß ist. Gestatten Sie mir daher, diese Geschichte zu erzählen, Clara."

Es erfolgte keine Antwort.

Mrs. Westford wendete sich von dem Banquier ab und bedeckte sich wieder das Gesicht mit den Händen, als ob sie nicht sehen und nicht hören wollte.

In kaltem und erbarmungslosem Tone aber hub Rupert Godwin an:

„Vor zwanzig Jahren, Clara Westford, verbrachte ich den Herbst in einem von der feinsten Gesellschaft besuchten Badeorte an der Südküste. Es war hier Alles versammelt, was der vornehmen, aristokratischen Welt angehörte. Selbst aber unter dieser ward ich nicht als ein Eindringling betrachtet. Der Ruf des Reichthums meines Vaters ging mir zur Seite und mein schlichter bürgerlicher Name war von einer Art goldener Glorie umgeben. Ich hatte meine Erziehung und Ausbildung in

den größten Städten der Welt genossen und war vollständig ein Mann der Welt, frei von gemeinen Vorurtheilen in Bezug auf Religion oder Moral. Meine Jugend war eine etwas stürmische gewesen und Leute, welche mich sehr genau zu kennen glaubten, flüsterten von allerhand dunklen Geschichten, in welchen mein Name auf nicht angenehme Art verwebt war. Mit kurzen Worten, Clara, ich war nicht der Mann, der von einem siebzehnjährigen Mädchen mit sich spielen oder sich hintergehen ließ.

Es trat eine kurze Pause ein, dann fuhr der Banquier weiter fort:

„Es gab an jenem Seebadeorte viele schöne Frauen, die liebenswürdigste von allen aber, die anerkannte Schönheit, die Beobachtete aller Beobachter, war die einzige Tochter Sir Johns Ponsonby, eines Baronets von sehr alter Familie in Yorkshire. Brauche ich Ihnen, Clara, zu sagen, wie lieblich sie war? Sie ist es jetzt noch; ihre Schönheit ist eine gedämpftere, aber noch eben so bezaubernd, wie in ihrer strahlenden Jugend. Sie war ein blendendes Wesen. Ich begegnete ihr auf einem Wohlthätigkeitsball, am Strande, in den Lesesalons, zu Pferde mit ihrem Vater, einem ächten Tory von altem Schrot und Korn und so stolz wie Lucifer oder ein spanischer Hidalgo. Ich begegnete ihr fortwährend, denn ich war an allen Orten, wo sich die Möglichkeit bot, sie zu sehen. Schon der Anblick dieses Mädchens blendete mich wie der

plötzliche Glanz der Sonne. Ich liebte sie mit wahnsinniger, wilder, hirnloser Leidenschaft und beschloß, daß sie mein Weib werden solle."

Einen Augenblick lang enthüllte Clara Westford ihr Gesicht und betrachtete den Banquier mit ruhigem, verächtlichem Lächeln.

„Ha, ich verstehe die Bedeutung dieses Lächelns, Clara," sagte Rupert Godwin. „Es war eine dreiste Anmaßung, nicht wahr, dieses Mädchen zu meinem Weibe machen zu wollen? Aber vergessen Sie nicht, — sie hatte mich ermutsigt, sie hatte mich angelächelt, sie hatte mir freundliche Worte und Blicke gespendet. Sie war von einer Schaar Bewunderern umringt, aber ich war der, welchen sie darunter am meisten auszeichnete, und glaubte überzeugt sein zu können, daß sie mehr Vergnügen daran fände, mit mir zu sprechen, als mit irgend einem meiner Nebenbuhler. Auch andere Leute dachten dies und die Wahrscheinlichkeit unserer baldigen Vermählung war bald Gegenstand des allgemeinen Gesprächs."

„Sie war ein schwaches, leichtsinniges Mädchen," murmelte Clara, „aber sie hatte keine schlimme Absicht."

„Keine schlimme Absicht!" wiederholte der Banquier. „Es giebt Menschen, welche einen Mord begehen, und dann erklären, sie hätten keine schlimme Absicht gehabt. Jenes Mädchen fügte mir ein bittres und schweres Unrecht zu. Sie nährte meine wahnsinnige Leidenschaft,

sie ermuthigte meine ungestüme Liebe und dann, als ich von Vertrauen und Hoffnung erfüllt, zu ihr kam, in dem festen, blinden Glauben, daß ich wieder geliebt würde — als ich zu ihr kam und ihr sagte, wie innig ich sie liebte, betrachtete sie mich mit einem kalten Blick der Ueberraschung und sagte mir, sie sei bereits die Verlobte eines Anderen.

Der Banquier schwieg einige Augenblicke; dann fuhr er in vor unterdrückter Leidenschaft in heiserem Tone weiter fort:

„Ich war nicht der Mann, der dies ruhig hinnahm, Clara Westford. Ich war nicht einer jener sentimentalen Narren, welche bereit sind, zu vergeben und zu vergessen. Von Verzeihung, von Vergessen konnte in meinem Herzen nicht die Rede sein. Ich verließ Clara Ponsonby, während ein Sturm von Leidenschaft in meiner Brust tobte. In jener Nacht, nachdem ich stundenlang allein am Strande, fern von den schimmernden Lichtern der Stadt umhergeirrt, wo kein lebendes Wesen außer mir das Brüllen des Oceans hörte, in jener Nacht that ich mit zu den Sternen emporgehobener Faust einen furchtbaren Schwur. Ich schwur, daß Clara Ponsonby, früher oder später, mir gehören solle, nicht als mein geachtetes und geehrtes Weib, sondern durch ein weniger ehrenwerthes Band. Den Kelch der Entwürdigung, den sie mir geboten, — mir, dem stolzen Sohne eines stolzen Geschlechts, — sollten ihre

Lippen leeren bis auf die letzten Hefen. Ich war nicht der Mann, der im Finstern thätig war. Ich sah meine liebliche Clara am nächstfolgenden Tage wieder und sagte ihr von dem Schwure, den ich gethan. Auch sie entstammte einem stolzen Geschlecht, und sie bot mir Trotz."

„Ja, das that sie," antwortete die Gattin des Capitains, „eben so wie sie auch jetzt noch Ihnen Trotz bietet."

„Sechs Monate lang dauerte der Kampf," fuhr der Banquier fort. „Sechs Monate lang ward dieser stumme Krieg geführt. Ueberall, wo Clara Ponsonby sich sehen ließ, sah man mich in ihrer Nähe. Ich folgte ihr von Ort zu Ort. Ihr Vater fand Gefallen an mir und schenkte mir Vertrauen. Deshalb konnte sie mich nicht aus ihrer Nähe verbannen, ohne ihr heimliches Verhältniß zu einem Andern zu verrathen, zu einem Manne, der an Rang unter ihr stand und den ihr Vater als Bewerber um ihre Hand nicht anerkannt haben würde. Clara war deshalb stumm und wie widerwärtig meine Gesellschaft ihr auch sein mochte, so sah sie sich doch gezwungen, sich dieselbe gefallen zu lassen. In ihrer Opernloge stand ich hinter ihrem Stuhl. Wenn sie im Park spazieren fuhr, ritt ich neben ihrem Wagen her. Allerdings gelang es mir nicht, den niedrig gebornen Nebenbuhler, um dessen willen ich zurückgewiesen worden, auszustechen, wohl aber gelang es mir, Miß Ponsonby in den Augen der Welt zu demüthigen. Ehe noch diese Saison vorüber war, be-

schäftigte sich der fashionable Zirkel, in welchem Clara lebte, mit allerhand verläumderischen Gerüchten, die ihrem guten Rufe nachtheilig sein mußten. Ich habe meine Sache sehr geschickt gemacht. Ich hatte Freunde — Schmeichler und Schmarotzer, — die stets bereit waren, zu thun, was ich von ihnen begehrte. Ein müßiger Scherz, ein bedeutsames Achselzucken, eine kleine Scandalgeschichte, bei einem Clubdiner erzählt, und das Geschäft war fertig. Ehe noch diese Saison zu Ende ging, war Clara Ponsonby's guter Ruf fast vernichtet. Das giftige Geflüster drang bis zu dem Ohr ihres Vaters — ich trug Sorge dafür, daß dies geschah — und der stolze alte Mann, der die Schmach seiner Tochter glaubte, verstieß sie aus seinem Hause und erklärte, er wolle ihr Antlitz niemals wiedersehen."

Ein krampfhaftes Schluchzen erschütterte Clara Westfords Körper; aber sie ließ kein Wort, keinen Laut hören.

„In jener Stunde glaubte ich gesiegt zu haben," fuhr Rupert Godwin fort. „Verlassen, vereinsamt, mit vernichtetem Rufe mußte, dachte ich, Clara Ponsonby die luxuriöse Häuslichkeit aufsuchen, welche ich, wie sie wußte, in Erwartung dieses Tages bereitet hatte. Meine Briefe hatten sie von meinen Hoffnungen, von meinen Plänen in Kenntniß gesetzt, eben so wie von der neuen Heimath, die sie erwartete, und von der leidenschaftlichen Anhänglichkeit, die ihr immer noch zu Gebote stand. Meine Spione

beobachteten sie, als sie das Haus ihres Vaters verließ, aber — o bittere Enttäuschung! — nicht mein Haus war es, welches sie aufsuchte. Sie ging nach Southampton an Bord eines nach Malta bestimmten Dampfers und einen Monat später las ich in der „Times“ die Anzeige von der Vermählung Harley Westfords, Capitains eines Kaffartheischiffes, mit Clara Ponsonby. In Malta hatte sie sich dem Mann angeschlossen, mit welchem sie sich verlobt. Er hatte fern von den Kreisen gelebt, in denen sie sich bewegte und kein Hauch der Verläumdung war je zu ihrem Nachtheil bis zu ihm gedrungen. Dies, Clara, ist das Ende des ersten Acts unseres Dramas. Der zweite Act begann vor drei Monaten, als Harley Westford, Ihr Gatte, der Mann, dessen willen sie mich beleidigt und verschmäht, in mein Geschäftslocal in Lombard Street trat.“

Clara Westford erhob sich plötzlich von ihrem Stuhl und wendete sich mit stolzer herausfordernder Geberde gegen den Banquier.

„Verlassen Sie dieses Haus!“ rief sie, indem sie auf die Thür zeigte. „Sie schänden es durch Ihre Gegenwart! Vor zwanzig Jahren, als Sie sich mir aufdrängten, fanden Sie mich im Hause meines Vaters, aus welchem ich nicht die Macht hatte, Sie zu verweisen. Dieses Haus aber hier ist mein. Ich befehle Ihnen, es zu verlassen

und seine Schwelle nie wieder durch Ihren verhaßten Schatten zu verdunkeln."

„Das sind harte Worte, Clara, und ich kann nicht anders, als denselben gehorchen. Ich gehe, aber nur auf einige Zeit. Es wird ein Tag kommen, wo ich vielleicht ein begründetes Recht habe, dieses Haus zu betreten. Mittlerweile gehe ich. Ehe ich dies aber thue, erlauben Sie mir, Ihnen in diesem Zeitungsblatt eine Notiz zu zeigen, welche vielleicht einiges Interesse für Sie hat."

Indem Rupert Godwin dies sagte, händigte er Mrs. Westford eine Nummer der „Times" ein, in welcher ein Artikel durch einen mit einer Feder daneben gezogenen dicken schwarzen Strich markirt war.

Der Artikel latet wie folgt:

„Die Versicherer von „Lloyds" beginnen ernste Befürchtungen wegen des Handelschiffes, „die Lilienkönigin" zu hegen, welches am 20. Juni dieses Jahres die London-Docks verlassen hat, um nach China zu gehen, von welchem man aber seitdem nichts wieder gehört hat."

Das Blatt entfiel Clara Westford's Händen. Sie konnte nicht weiter lesen, sondern sank mit einem krampfhaften Ausruf besinnungslos zu Boden.

„Ha, Clara!" rief der Banquier, indem er auf die niedergesunkene Gestalt mit grausamem Lächeln herabschaute, „ich sagte ganz richtig, daß der zweite Akt unseres Lebensdramas begonnen hat."

Siebentes Capitel.

Der gestohlene Brief.

Der Banquier that nichts, um Clara Westford wieder aus der Ohnmacht zurückzurufen, in welche sie nach dem Lesen jenes Aufsatzes in der Times gesunken war.

Sie war rücklings niedergefallen und ihr bleiches stilles Antlitz war nach der Decke emporgewendet.

Rupert Godwin kniete neben ihr nieder und betrachtete das weiße statuenähnliche Antlitz mit langem forschendem Blicke.

„Sie ist vollkommen bewußtlos!" rief er, indem er ihre widerstandslose Hand emporhob und träge und leblos wieder niederfallen sah.. „Der Tod selbst könnte kaum weniger Kenntniß von ihn umgebenden Ereignissen haben. Es könnte sich nicht besser treffen."

Der Banquier erhob sich von seinen Knien und ging mit vorsichtig leisem Schritt im Zimmer umher.

Es war sehr schön ausgestattet und trug die Spuren von fortwährender Beschäftigung. Man sah hier einen geöffneten Arbeitstisch, ein geöffnetes Piano, einen Kasten mit Wasserfarben und auf einem Tische an einem der Fenster stand eine elegante kleine Staffelei von Nußbaumholz. In einem gemüthlichen Winkel, in der Nähe des Kamines, stand ein Pult von buntem Holz mit einem Lehnstuhl davor. Der Deckel des Pults war geschlossen,

aber vom Schlüsselloch herab hing ein kleines Bündel Schlüssel.

„Das sieht aus, als ob es ihr Pult wäre,“ murmelte der Banquier. „Und wenn dies der Fall ist, so kann ich kaum verfehlen, zu finden, was ich brauche.“

Er warf wieder einen Blick auf die auf dem von der Sonne beleuchteten Fußboden liegende Gestalt.

Clara Westford hatte sich nicht gerührt.

Dann hob Rupert Godwin behutsam den Deckel des Pults empor und schaute hinein.

In einer Reihe kleiner Fächer sah er zahlreiche Packete Briefe, von welchen einige mit gewöhnlich rothem Bindfaden, andere mit blauem Band gebunden waren.

„Das sind seine Briefe,“ murmelte der Banquier mit hämischem Lächeln. „Ich wollte sonst etwas darauf wetten, daß dies seine Briefe sind, welche sie mit diesem zarten blauen Band zusammengebunden hat. Sir John Ponsonby's stolze Tochter kann, glaube ich, wo ihr schöner Capitain in Frage kommt, so sentimental sein, wie ein Schulmädchen.“

Er zog eins der Packete aus dem betreffenden Fache heraus.

Ja, auf dem obersten Couvert stand geschrieben:

„Von meinem Gatten.“

„Ich will doch einmal sehen, wie dieser Mensch seinen Namen unterzeichnet,“ sagte Rupert Godwin. „Vielleicht

unterzeichnet er sich blos mit Anfangsbuchstaben und dann wäre meine Hoffung vereitelt. Ich muß seine vollständige Unterschrift haben."

Der Banquier zog einen der Briefe aus dem Packet und nahm ihn dann aus dem Couvert.

Es war ein sehr langer Brief und mit dem vollen Namen „Harley Westford" unterzeichnet.

„Ja, das Schicksal ist meinen Plänen günstig," murmelte Rupert Godwin, indem er den einzelnen Brief in seine Westentasche und das Packet wieder in das Fach steckte, aus welchem er es genommen.

Dann, nachdem er einen letzten Blick auf Clara Westford geworfen, verließ er das Zimmer.

Er ging in die Hausflur hinaus und riß hier heftig an einer Klingel. Eine Dienerin kam auf diesen Ruf eiligst herbei und prallte beim Anblick eines Fremden erschrocken zurück.

„Ich bin ein alter Freund von Mrs. Westyord," sagte Rupert Godwin, „unglücklicherweise aber auch der Ueberbringer schlimmer Neuigkeiten. Eure Herrin ist ohnmächtig geworden, geht und leistet ihr Beistand. Doch halt, wie heißt Euer Arzt?"

„Doctor Sanderson, Sir. Er wohnt im Dorfe in dem Hause mit den grünen Jalousien. Es ist gleich das erste, wenn Sie an dem Gasthaus zu den Sieben Sternen vorbei sind, Sir."

„Dann werde ich ihn sogleich hierher schicken.“

„Sie sind sehr gütig, Sir, ich danke Ihnen.“

Das Mädchen eilte fort, um schnell bei ihrer Herrin zu sein und der Banquier verließ das dem Unglück geweihte Haus, dessen Frieden vor seiner unheilvollen Gegenwart geflohen war.

Rupert Godwin ging in das Dorf und fand das Haus, wo der Arzt wohnte. Derselbe war nicht zugegen; der Banquier aber bestellte das Nöthige und ging dann nach dem kleinen Gasthause, wo er seine Chaise und seinen Groom gelassen hatte.

Er stieg in den Wagen und machte sich auf den Rückweg nach Winchester, von wo er diesen Tag gekommen war.

Unterwegs kam ein kleiner Ponywagen an ihm vorüber, dessen Gespann von einem Mädchen mit hellgoldenem Haar gelenkt ward, dessen Glanz ein kleiner koketter Turbanhut noch mehr hervorhob. Ein junger Mann saß, träge zurückgelehnt, neben ihr. Dieses schöne, heiter und glücklich um sich blickende Mädchen war Violet Westford.

Der Banquier fuhr zusammen, als ob er ein Gespenst sähe und schaute dem Wagen mit begierigem Blick nach.

„Ja, dieses Mädchen muß ihre Tochter sein,“ dachte er. „Wie ihr Anblick die Vergangenheit zurückruft, den Tag, an welchem ich Clara Ponsonby an der Seite ihres

Vaters reitend, begegnete, den Tag, wo die Liebe zu ihr mit einem Male in meinem Herzen erwachte. Und von jener Stunde an, bis auf die gegenwärtige habe ich sie geliebt, obschon Haß und rachsüchtige Gedanken sich in seltsamer Weise mit meiner Liebe gemischt haben. Ich liebe sie, aber ich will sie zu meinen Füßen sehen. Ich bete sie an und dennoch möchte ich sie demüthigen bis in den Staub."

Mit derartigen Gedanken beschäftigt, fuhr Rupert Godwin nach Winchester und stieg in dem ersten Hotel der Stadt ab.

Er war nach Winchester gekommen, aber nicht allein. Das Verbrechen hat seine Schrecknisse und Qualen, welchen selbst der klügste Verbrecher nicht entrinnen kann. Rupert Godwin wußte, daß er sich bis zum einem gewissen Grade in der Gewalt seines alten Buchhalters Jakob Danielson befand, und er beschloß, denselben zu seinem Mitschuldigen zu machen.

„Wenn der alte Mann sich an meinen Plänen betheiligt und für seine Dienste eine Belohnung annimmt, so kann er mich nicht verrathen," folgerte er bei sich selbst.

Der Banquier wußte, daß Jakob Danielson der Sclave zweier Leidenschaften war — zweier verderblicher Leidenschaften, welche den Menschen zur leichten Beute irgend eines Versuchers machen. Diese beiden Leiden-

schaften waren Habsucht und die Liebe zu starken Ge tränken. Jakob Danielson war in seiner erbärmlichen Weise ein Geizhals und ein eingefleischter Rum- und Branntweintrinker.

Um Branntwein oder Geld zu erlangen, wäre er versucht gewesen, seine Seele dem sagenhaften bösen Feind des Mittelalters zu verkaufen, welcher sich fortwährend nach einem derartigen Handel umgesehen zu haben scheint.

Der Banquier hatte seinen Buchhalter fast eben so genau beobachtet, wie der Buchhalter ihn und er kannte die schwachen Seiten in Danielson's Charakter.

„Er möchte gern mein Meister werden," dachte Rupert Godwin, „und er weiß genug, was ihm eine furchtbare Macht über mich geben könnte, trotzdem aber will ich ihn zu meinem Sclaven machen."

Mittlerweile hatte der Banquier beschlossen, sich seinen Untergebenen auf jede Weise geneigt zu machen. M Godwin's Politik war mit der eisernen Faust in dem sammtnen Handschuh zu vergleichen. Er hatte Danielson mit nach Winchester gebracht, wo er in dem Hotel freie Verpflegung fand und so viel Branntwein trinken konnte, als es ihm beliebte, zu bestellen.

Die Politik des Banquiers war eine sehr einfache. Er wollte das einzige Wesen, welches er fürchtete, ver-

nichten und er meinte, er werde dies am besten durch Danielson's eigenes Laster bewirken können.

Er fand ihn in einem Zimmer des Hotels sitzen, einem sehr angenehmen Zimmer, welches die Aussicht auf einen Garten hatte. Eine noch halb mit Rum gefüllte Flasche stand auf dem Tische, der Buchhalter saß aber mit verschränkten Armen in düsterer Haltung da und trank nicht.

Der Banquier betrachtete seinen Untergebenen mit argwöhnischem Blick. Er sah es nicht gern, daß sein Buchhalter so tief in Gedanken versunken war.

So flink und rasch Danielson in allen seinen Gewohnheiten und Manieren in der Regel war, so schien er doch diesen Nachmittag fast ein in Träumen befangenes Wesen zu sein. Er wendete seine Augen langsam nach dem Banquier und sah ihn mit einem seltsamen, gleichsam erloschenen Blick an, fast wie ein Blinder mit seinen der Sehkraft beraubten Augen die Sonne anstarren würde.

„Aber Jakob!" rief Rupert Godwin, „was ist denn mit Ihnen? Sie sehen aus, wie ein Mensch, der soeben aus einer Erstarrung erwacht ist."

„In einer solchen bin ich auch befangen gewesen," antwortete der Buchhalter in träumerischem Tone. „Ich war so eben draußen auf der Straße und sah einen Geist vorübergehen."

„Einen Geist?“

„Ja, einen Geist, so wie die Menschen bei hellem Sonnenschein sehr oft sehen — den Geist meiner todten Jugend. Ich sah ein Weib — das leibhafte Ebenbild des einzigen Wesens, welches ich jemals geliebt, und sie kam mir vor, wie ein Phantom.“

Der Buchhalter seufzte, indem er seine zitternde Hand nach der Flasche ausstreckte und sein Glas von Neuem füllte.

„Aber hier ist ein Trost,“ murmelte er, „ein Trost, der niemals untreu wird. Es giebt nicht viele Leiden, die sich nicht hierin ersäufen ließen, dafern der Mensch nur genug bekommen kann.“

Noch nie hatte der Banquier seinen Comptoiristen so aufgeregt gesehen.

„In der That, Jakob,“ rief er, „das überrascht mich. Ich glaubte immer, Sie wären ein Mann von Eisen — so hart wie Eisen, so unbarmherzig wie Eisen und so stark wie Eisen. Ich habe noch gar nicht gewußt, daß Sie ein Herz haben.“

„Ich habe auch keins,“ antwortete der Buchhalter, „wenigstens jetzt nicht, jetzt nicht. Früher einmal hatte ich eins und es ward gebrochen. Ich war einmal ein Narr und mußte für meine Narrheit büßen. Aber das ist schon lange her. Kommen Sie, Mr. Godwin, ich habe mich wiedergefunden, Sie bezahlen mich nicht, damit

ich träume; Sie bezahlen mich, damit ich arbeite, und ich bin bereit, es zu thun, möge die Arbeit sein, welche es wolle. Um meines oder Ihres Vergnügens willen haben Sie mich nicht mit nach Winchester genommen. Sie nahmen mich mit, weil Sie etwas für mich zu thun hatten. Was ist es? Das ist die Frage."

„Eine Frage, die gerade jetzt nicht beantwortet werden kann, Jakob," entgegnete der Banquier. „Wir wollen erst diniren und dann an's Geschäft gehen. Die Abende sind kühl, ich will deshalb Feuer anzünden lassen."

Der Befehl ward gegeben und das Feuer angezündet. Dann ward eine kleine gutgewählte Mahlzeit aufgetragen, und die beiden Männer setzten sich an den Tisch, der von geschliffenem Glas und massivem Geschirr funkelte.

„Seltsam," dachte Rupert Godwin, indem er verstohlen das wieselartige Gesicht des Buchhalters betrachtete, „dieser Mensch spricht von dem Geist seiner todten Jugend; habe nicht auch ich das Phantom der Vergangenheit, jenes Mädchen mit den veilchenblauen Augen und dem goldenen Haar, gesehen? Sie kam mir vor, wie der Geist von Clara Ponsonby, welche ich vor zweiundzwanzig Jahren lieben lernte."

Der Buchhalter war mittlerweile wieder ganz der Alte geworden und hatte jenes halb kriechende, halb ironische Wesen angenommen, welches er seinem Herrn gegenüber gewöhnlich beobachtete.

„Das ist in der That luxuriös!“ sagte er, indem er seine trockenen, welken Handflächen an einander rieb, während er von dem schön ausgestatteten Zimmer nach dem funkelnden Tische blickte. „So dinire ich nicht alle Tage. Sie sind ein guter Herr, Mr. Godwin.“

„Ich gedenke auch ein freigebiger zu sein,“ antwortete der Banquier, „und wenn Sie mir treu dienen, so werde ich Sie gut bezahlen. Ich mache keinen Anspruch darauf, übermäßig freigebig zu sein, aber ich werde für gute Dienste Sie auch gut bezahlen.“

„Gut, Mr. Godwin, die klügsten Leute sind die, welche die wenigsten Ansprüche machen.“

Der Banquier wußte, daß es überflüssig wäre, Jakob Danielson gegenüber den Heuchler zu spielen. So gewandt Rupert Godwin auch war, so fühlte er doch allemal, daß die scharfen, rattenähnlichen Augen des Comptoristen die entlegensten Tiefen seines Gemüths ergründen konnten.

Blos ein Geheimniß gab es, von welchem er glaubte, daß es Jakob Danielson verborgen sei. Es war dies das Geheimniß von Harley Westford's Verschwinden.

Während der Mahlzeit ward wenig gesprochen, denn die Kellner des Hotels waren, so lange sie dauerte, dabei zugegen. Mr. Godwin ließ das Glas seines Untergebenen fortwährend mit den besten und theuersten Weinen füllen und die Kellner rissen die Augen vor Verwunderung weit auf, als sie sahen, wie der kleine Mann mit dem spitzen

Gesicht die funkelnden Flüssigkeiten eben so schnell als sie eingeschenkt wurden, die Kehle hinablaufen ließ.

Der Banquier selbst trank nicht und diese Thatsache blieb von Jakob Danielson nicht unbemerkt, denn er lächelte schlau vor sich hin, während er die Enthaltsamkeit seines Chefs beobachtete.

Endlich ward das Tischtuch fortgenommen und das Dessert aufgetragen — das conventionelle Dessert, wie es Hotels in der Provinz eigenthümlich ist, mit einer Karaffe dunkelbraunen Portweins und einem Kruge Rothwein, den der Oberkellner für echten Lafitte erklärte und der auf der Weinkarte mit achtzehn Schilling die Flasche figurirte.

Nachdem diese berühmte Sorte aufgetragen worden, trieb sich der Oberkellner noch einige Minuten in der Nähe des Tisches herum, schürte das Feuer mit wichtiger Miene, gleichsam, als ob er die Wissenschaft des Feuer-anschürens zum Studium seines Lebens gemacht hätte, sah die beiden Herren nachdenklich an, als ob er die Möglichkeit, daß sie noch etwas bedürften, in Erwägung zöge, und entfernte sich dann schweigend.

Dann, nachdem die Vorhänge dicht zugezogen worden und die Wachslichter von ihren hohen silbernen Armleuchtern schimmerten, zogen die beiden Männer ihre Stühle dichter an den Kamin und schickten sich an, in dieser Weise den Abend zuzubringen.

Nun, denn, zum Geschäft!" rief der Buchhalter, als der Fußtritt des Oberkellners verhallte.

Der Banquier entsprach dieser Aufforderung nicht sogleich. Er schauete in das Feuer und schien in düsteres Hinbrüten versunken zu sein. Seine Aufgabe war keine leichte, denn er stand im Begriff, Danielson aufzufordern, sein Mitschuldiger bei einem Verbrechen zu werden. Endlich sprach er:

„Danielson," sagte er im ernsten Tone, „wir haben gemeinschaftlich mit einander so mancherlei Geschäfte besorgt, von welchen einige von der Welt kaum für ehrliche erklärt werden würden."

„Ja einige, welche die Welt geradezu für unehrlich erklären würde," antwortete der Buchhalter mit unheimlichem Grinsen.

„Aber ist die Welt denn selbst ehrlich?" fragte der Banquier.

„Ei ja wohl, die Welt ist sehr ehrlich, so lange sie nicht entlarvt wird."

„Das ist es eben. Der entlarvte Verbrecher ist ein Schurke, der nur für den Galgen taugt, der nicht entlarvte gilt dagegen für einen Heiligen."

Es trat eine Pause ein und dann sagte der Banquier in einem Tone, dem er einen gleichgültigen Ausdruck zu geben bemüht war:

„Sie entsinnen sich wohl noch jenes Kauffahrer-

Capitains Namens Harley Westford, der nach Wilmingdon kam, um die Herausgabe des Geldes zu verlangen, welches er bei mir deponirt hatte."

„O ja, ich entsinne mich seiner vollkommen."

„Es thut mir leid, Ihnen mittheilen zu müssen, daß der arme Mann todt ist."

„So!"

Jakob Danielson sah seinem Prinzipal unverwandt in's Gesicht. Es lag aber keine Ueberraschung in dem Tone, in welchem er das Wörtchen „So!" aussprach.

„Ja, die „Lilienkönigin" ist mit der ganzen Mannschaft untergegangen."

„Aber woher wissen Sie, daß Harley Westford sich mit an Bord der „Lilienkönigin" befand?"

„Woher ich das weiß? Er war ja Capitain und Eigenthümer des Schiffs und erklärte seine Absicht, unfehlbar mitzusegeln. Warum sollte er sich denn nicht mit an Bord befunden haben?"

„Einen Grund weiß ich nicht," sagte der Comptoirist, indem er seinen Blick noch unverwandt auf das Gesicht des Banquiers geheftet hielt, welches plötzlich bleich geworden war. „Einen Grund weiß ich nicht, aber wohl weiß ich, daß im Leben ganz eigenthümliche Dinge geschehen. Es kann ja etwas vorgekommen, es kann ein Unfall sich ereignet haben, wodurch die Abreise des Capitains verhindert worden ist."

„Ach, was da!" rief Rupert Godwin, davon kann unmöglich die Rede sein. Ich sage Ihnen, Harley Westford ist mit der „Lilienkönigin" abgesegelt und mit diesem Schiffe und seiner Ladung untergegangen."

„In diesem Falle aber können Harley Westford's Erben jeden Augenblick kommen und die bei Ihnen deponirten zwanzwigtausend Pfund zurückverlangen."

„Ja, das könnten sie, wenn sie im Besitz eines Beweises wären, daß dieses Geld jemals in meine Hände niedergelegt worden," entgegnete der Banquier.

„Wie aber, wenn sie nun einen solchen Beweis haben? Sie gaben ja Harley Westford eine Empfangsbescheinigung."

„Ja, diese ruht aber ohne Zweifel jetzt mit ihm auf dem Boden des Meeres."

„Wenn er nun, ehe er diese chinesische Expedition angetreten, diese Quittung anderen Händen anvertraut hätte?"

„Das ist nicht wahrscheinlich. Niemand sieht je seinen eigenen Untergang voraus. Jedenfalls speculire ich auf die Möglichkeit, daß Harley Westford die Quittung bei sich trug und daß sie mit ihm verloren gegangen ist. In diesem Falle giebt es blos einen Menschen, der von den zwanzigtausend Pfund etwas weiß, und dieser eine Mensch sind Sie. Kann ich Ihnen trauen?"

„Sie haben mir schon mehrfach Vertrauen geschenkt."

„Ja, ich habe Ihnen wichtige Geheimnisse anvertraut, aber noch nie ein solches wie dieses. Wird ein Geschenk von tausend Pfund in zehn Raten und in Zwischenräumen von sechs Monaten zahlbar, Ihre Treue erkaufen."

„Ja," antwortete Jakob Danielson.

„Dann werde ich eine von Ihnen zu entwerfende Urkunde unterzeichnen, durch welche ich mich verbindlich mache, Ihnen dieses Geld zu bezahlen. Ich brauche aber auch noch etwas mehr als Ihr Schweigen. Ich brauche Ihre Dienste."

„Es steht Ihnen Beides zur Verfügung."

„Gut," antwortete der Banquier, „hören Sie, was ich sagen werde. Als Harley Westford sein Vermögen in meine Hände legte, deponirte er auch zugleich die Besitz-Urkunde eines kleinen Landguts in dieser Grafschaft bei mir. Diese Urkunde und dieses Landgut müssen mein werden."

„Aber auf welche Weise?"

„Kraft eines Documents, welches Harley Westford vor seiner Abreise ausgestellt und wodurch er den alleinigen Besitz des Landguts auf mich für den Fall übertragen, daß eine gewisse von mir geliehene Summe nicht innerhalb sechs Monaten nach dem Datum seiner Unterschrift zurückgezahlt sein sollte."

„Ah so. Freilich kraft eines solchen Documents würde das Gut Ihnen zufallen."

„Ja, eines Documents, welches vorschriftsmäßig von einem Notar aufgesetzt und von Ihnen als Zeugen mit unterschrieben worden ist."

„Ich habe kein solches Document mit unterschrieben," antwortete der Buchhalter.

„Ihr Gedächtniß wird Ihnen heute Abend untreu, mein lieber Danielson. Morgen werden Sie aber ein besseres Gedächtniß haben, besonders wenn ich Ihnen fünfzig Pfund in Abschlag auf unsern geschlossenen Handel zahle."

Der Banquier sagte dies mit unheimlichem Lächeln. Der Comptoirist verstand ihn vollkommen.

„Sagen sie hundert!" rief er, „und Sie werden finden, daß ich ein vortreffliches Gedächtniß habe."

„Sei es denn. Versuchen Sie nun, sich zu besinnen, ob Sie einen Freund, zum Beispiel einen Advocatenschreiber, haben, welcher ein völlig vorschriftsmäßiges Document aufzusetzen versteht und daneben auch die Geschicklichkeit besitzt, eine fremde Handschrift nachzuahmen."

„Gestatten Sie mir, ein wenig nachzudenken, ehe ich diese Frage beantworte," antwortete Danielson.

Er saß eine Weile in tiefen Gedanken und heftete seine funkelnden Augen auf das Feuer.

„Ja," sagte er endlich, „ich kenne einen solchen Mann."

„Und wollen Sie das Document aufsetzen und vollziehen lassen?"

„Ja, der Mann wird aber für seine Arbeit bezahlt sein wollen."

„Und er soll gut bezahlt werden," antwortete der Banquier.

„Aber wie steht es mit der Unterschrift, die er nachahmen soll?"

Rupert Godwin zog den gestohlenen Brief aus der Tasche und riß die Unterschrift des Capitains davon ab. Diese gab er dann Jakob Danielson.

„Sie verstehen, was Sie zu thun haben, nicht wahr?" fragte er.

„Vollkommen!"

Weiter ward nichts gesagt. Das Hirn des Buchhalters schien von dem Wein, den er getrunken, nicht mehr angegriffen zu sein, als wenn er eben so viel Wasser getrunken hätte. Er saß da und schaute zuweilen in das Feuer, zuweilen in das nachdenkliche Gesicht seines Chefs und füllte dann und wann sein Glas aus einer der Flaschen, die in seiner Nähe standen.

So viel er aber auch trinken mochte, so schienen seine geistigen Fähigkeiten davon nicht im mindesten berührt zu werden.

Rupert Godwin, der ihn selbst mitten in seinem Hinbrüten verstohlen betrachtete, bemerkte dies.

„Dieser Mensch ist von Eisen," dachte er, indem er sich, nachdem er Jakob Danielson gute Nacht gewünscht, auf sein Zimmer begab. „Wie kann ich, wenn viele meiner Geheimnisse sich im Besitz eines Mannes wie dieser befinden, wohl jemals Ruhe finden?"

Und dann nach einer Pause murmelte er:

„Ruhe! Ruhe! Wann habe ich wohl geruht, seitdem —"

Nur ein Stöhnen vollendete den abgebrochenen Redesatz.

Achtes Capitel.

Der Tag der Zerstörung.

Bitter, sehr bitter war der Schmerz, welcher Vi[illegible] und Lionel Westford erwartete, als sie von ihrem angenehmen kleinen Ausflug nach Winchester von dort wieder zurückkamen.

Sie waren am Morgen fortgegangen, mit der ganzen leichtherzigen Sorglosigkeit der Jugend, erfreut über die Schönheit der Welt, in welcher sie lebten, und kaum im Stande, zu glauben, daß Schmerz, tiefer und dauernder Schmerz, in einer so lieblichen Welt existiren könne.

Nun aber war der Streich, der erste grausamste Streich, der das warme Leben der Jugend ertödtet, gefallen. Nie wieder konnten diese zwei schönen jungen Wesen so fühlen, wie sie gefühlt hatten; nie wieder konnten

sie fast die Existenz des Leidens bezweifeln. Der Kelch des Schmerzes ward ihren jungen Lippen geboten — der bittere Trank sollte von ihnen bis auf die letzten Hefen geleert werden.

Violett fand ihre Mutter wieder auf dem Bett liegen, an welches sie schon einmal so lange gefesselt gewesen. Der Arzt war gekommen, konnte aber nichts thun. Die Unglückliche lag in Erstarrung mit dem Gesicht nach der Wand gewendet. Kein leidenschaftliches Schluchzen erleichterte die Angst ihres gemarterten Herzens. Sie duldete schweigend. Es war als wäre ihr Herz in Stein verwandelt.

Der Arzt, welcher Violet und Lionel von ihrer Kindheit an gekannt, wartete im Gesellschaftszimmer und wünschte sie zu sprechen, ehe er das Haus verließe.

Sie gingen unverweilt zu ihm und fanden ihn mit einem Zeitungsblatt in der Hand an einem Tische sitzend.

„Mama hat sicherlich schlimme Nachrichten erhalten," rief Violet, deren Gesicht benetzt war von den Thränen, die sie beim Anblick des Zustandes ihrer Mutter vergossen. „O lieber Doctor, ich bin überzeugt, daß dem so ist. Es handelt sich hier nicht um eine gewöhnliche Krankheit. Es hat Jemand Nachricht, schlimme Nachricht von Papa gebracht. Ich bitte Sie inständig, quälen Sie mich nicht durch diese Ungewißheit! Lassen Sie uns das Schlimmste wissen."

„Ja," sagte Lionel mit erzwungener Ruhe. „Lassen Sie uns das Schlimmste wissen."

Der Arzt betrachtete die Geschwister mit traurigen, mitleidigen Augen.

„Vielleicht ist es auch so besser," sagte er nachdenklich. „Die Nachricht, welche Ihre arme Mutter so sehr erschüttert hat, ist nicht eine völlig sichere," fuhr er fort, „und vielleicht nicht so schlimm als es scheint. Die Barmherzigkeit der Vorsehung ist groß und zuweilen naht die Freude, während wir uns in die Tiefen der Verzweiflung versetzt wähnen."

„Sagen Sie uns das Schlimmste!" rief Lionel ungestüm. „Sie spielen mit uns!"

Der Arzt gab das Zeitungsblatt in die Hand des jungen Mannes.

„Lesen Sie das," sagte er, indem er auf den angestrichenen Artikel zeigte, der sich auf die „Lilienkönigin" bezog. „Gebe Gott, daß es blos ein blinder Lärm ist."

Lionel las den Artikel nicht blos einmal, sondern drei verschiedene Male, und eine tödtliche Kälte beschlich, während er las, sein Herz. Nach einer Weile fühlte er eine kleine Hand auf seiner Schulter zittern. Er drehte sich herum und sah Violet's weißes Gesicht, welches mit entsetztem Blick das verhängnißvolle Zeitungsblatt anstierte.

„O nein, nein, nein!" rief sie in herzzerreißendem

Tone. „Nicht untergegangen! — nicht untergegangen! — Mein Vater! — Mein theurer, theurer Vater!"

„Wir wollen hoffen, daß es nicht der Fall ist, meine liebe Miß Westford," antwortete der Arzt in dem ermuthigensten Ton, der ihm zu Gebote stand. „Diese Geschäftsleute lassen sich sehr leicht beunruhigen. Wir wollen dem Himmel vertrauen, daß Alles noch gut werde, meine theuern Freunde."

„Nein," rief Lionel heftig. „Ich habe kein Vertrauen mehr. Eine innere Stimme sagt mir, daß mein Vater umgekommen ist. Kann ich wohl die Krankheit meiner Mutter vergessen? Diese Krankheit war einzig und allein durch die Ahnung herbeigeführt, daß meinem Vater auf dieser Reise Unheil zustoßen würde. Seit zwanzig Jahren war sie das Weib eines Seemanns, aber noch nie zuvor hatte sie eine so schlimme Ahnung empfunden. Ich war ein leichtsinniger Narr und lachte über die Befürchtungen meiner Mutter. Jetzt weiß ich, daß dieselben nur zu wohl begründet waren. Das Schiff meines Vaters ist gescheitert und mit der ganzen Mannschaft untergegangen."

Der junge Mann ward durch einen krampfhaften Schrei von Violet unterbrochen, welche ihm schluchzend in die Arme sank.

„Sie rauben Ihrer Schwester das Leben, wenn Sie so sprechen, Mr. Lionel Westford," rief der Arzt ärgerlich.

Lionel schwieg. Er trug Violet in ihr Zimmer, und diese Nacht hatte Dr. Sanderson zwei Patienten in diesem Hause zu behandeln.

Was den jungen Mann selbst betraf, so schien eine furchtbare Verzweiflung sich seiner bemächtigt zu haben. Diese ganze lange entsetzliche Nacht hindurch ging er in düstere Gedanken versunken die leeren Zimmer auf und ab.

„Warum bin ich nicht auch ein Seemann geworden, wie mein Vater?" dachte er. „Warum war ich in der Stunde der Noth und Gefahr nicht bei ihm? Vielleicht wäre ich bestimmt gewesen, ihn zu retten oder, im schlimmsten Falle, mit ihm unterzugehen. Ich komme mir vor wie ein elender Feigling, wenn ich auf mein müßiges, bequemes Leben schaue, und dann bedenke, wie oft mein Vater sein Leben auf das Spiel gesetzt hat, um das Geld zu verdienen, welches ich als Student bei Zechgelagen und Vergnügungen aller Art durchgebracht habe. Und nun ist dieses edle Leben untergegangen bei der letzten Bemühung, das Vermögen seiner Kinder zu vermehren."

Traurig und öde waren die Tage und Wochen, welche auf jenen unheilvollen Besuch Rupert Godwin's im Hause des Capitains folgten.

Lange Zeit lagen Clara Westford und ihre Tochter in ihren dunkelgemachten Zimmern als Opfer eines langsamen schleichenden Fiebers.

Während dieser schweren Zeit war Lionel mehr als

ein gewöhnlicher Sohn und Bruder für die Mutter und Schwester, die er anbetete.

Eine Nacht nach der anderen, wenn die gemietheten Wärterinnen von ihrer Aufgabe ermüdet waren, wenn die Dienstleute des Hauses, wie treu sie auch an ihrer Herrin und deren Tochter hingen, sich aus purer Erschöpfung genöthigt gesehen hatten, ihren Posten zu verlassen und sich zur Ruhe zu begeben, hielt die Selbverläugnung des jungen Mannes ihn noch aufrecht. Es lag etwas Bewunderungswürdiges in der Opferfreudigkeit eines Jünglings, der bis zum Tage des Unglücks so leichtherzig, ja fast leichtsinnig zu sein geschienen hatte.

Lionel Westford's Aufgabe beschränkte sich aber nicht allein auf das Krankenzimmer. Er machte während dieser Zeit viele Reisen nach London. Immer und immer wieder besuchte er jeden Ort, wo er hoffen konnte, Nachricht von dem fehlendem Schiffe zu erlangen. Seine Geduld ward jedoch nicht durch gute Kunde belohnt und ehe noch seine Mutter wieder auf den Weg der Genesung kam, hatte er das Schlimmste erfahren.

Ein Bruchstück von dem Wrack des untergegangenen Schiffes war in der Nähe eines Felsens schwimmend gefunden worden, ein Bruchstück, auf welchem der Name der „Lilienkönigin“ stand.

Mit gebrochenem Herzen kehrte Lionel Westford nach Hause zurück. So bitter dieser Verlust ihm auch war,

so war doch der Gedanke an die Verzweiflung seiner Mutter für ihn ein fast noch tieferer Schmerz.

Er kehrte zu ihr zurück und wachte wiederum an ihrem Krankenbett. Diesmal konnte er Tag für Tag und Nacht für Nacht bei ihr wachen und sie pflegen. Er hatte keinen Grund mehr, sie zu verlassen — er wußte nun das Schlimmste.

Endlich, nachdem die langen Zwischenräume der Betäubung und des Phantasirens vorüber waren, erklärte der Arzt, daß Clara Westford wieder wohl genug sei, um ihr Bett zeitweilig mit einem Armstuhl am Kamin zu vertauschen. Die Fenster waren geschlossen. Draußen war Alles traurig und öde. Die Bäume waren entblättert und der Decemberwind seufzte melancholisch durch die kahlen Zweige. Der Himmel hatte eine eintönige eisengraue Farbe und kein Sonnenblick milderte dieses trübe kalte Einerlei.

Aber selbst mitten im Winter war Clara Westfords Zimmer kein unbehagliches Gemach. Schwere Vorhänge bedeckten zur Hälfte die Fenster und die Kranke saß, durch Kissen unterstützt, in einem bequemen Lehnstuhl, den man dicht an das niedrige Kamin von polirtem Stahl geschoben, worin die rothen Flammen sich mit einer heitern, tanzenden Bewegung spiegelten, die sehr angenehm zu sehen war.

Der breite marmorne Kaminsims trug eine Menge

werthvolle orientalische Porzellansachen, seltene alte japanesische Ungeheuer und andere Raritäten, welche der Capitain von seinen Reisen dem Weibe heimgebracht, welchem zu gefallen die größte Freude seines Daseins war.

Ein Portrait von ihm lächelte mit dem dem Seemann eigenthümlichen freimüthigen, offenen Ausdruck von seinem Platze über dem Kamin herab und ein von Violet gestickter Schirm schützte die Kranke gegen die Hitze des Feuers.

Clara saß nicht lange erst in dieser behaglichen Kaminecke, als die Thüre sich öffnete und Lionel seine Schwester halb getragen, halb geführt brachte.

Violet war an diesem Tage ebenfalls von ihrem Krankenbette aufgestanden, aber nicht zum ersten Male. Ihre Krankheit war weder ganz so lang, noch so schwer gewesen, wie die ihrer Mutter und sie hatte sich zuerst wieder erhoben.

Immer noch aber war sie sehr schwach und sah in ihren weiten, weißen Gewändern abgezehrt und gespenstisch aus. Sie war jetzt nicht mehr das heitere schöne Wesen, welches den jungen Maler auf dem Balle in Winchester bezaubert hatte.

„Violet!" rief Mrs. Westford, „wie bleich und verändert Du bist! O, mein gutes Mädchen, Du bist also auch krank gewesen?"

„Ja, liebe Mutter."

„Und man hat mir von Deiner Krankheit kein Wort gesagt," murmelte Clara in vorwurfsvollem Tone.

„Warum hätte man Dich durch eine solche Mittheilung noch elender machen sollen, liebe Mutter?" sagte Lionel. „Violet ist gut versorgt worden."

„Ja, das ist wahr, lieber Lionel!" rief das Mädchen, indem sie ihre Augen mit dankbarem Blick zu dem Gesicht ihres Bruders emporhob, denn sie wußte, daß während dieser bittern Zeit Lionel der gute Genius des Hauses gewesen war.

„Meine arme Violet," murmelte die Mutter, indem sie die Hand der Tochter mit ruhiger Zärtlichkeit in die ihrige schloß, „meine arme Violet, der Sonnenschein Deines Lebens hat sich sehr bald umwölkt. Ich habe zwanzig Jahre ungetrübten Glanzes genossen, für Dich aber ist die Sturmwolke sehr früh gekommen. Meine armen Kinder, meine geliebten Kinder!"

Die Mutter lehnte ihr müdes Haupt an die Schulter ihres Sohnes.

Lionel schlang mit liebender Geberde seinen Arm um sie, Violet war zu den Füßen ihrer Mutter auf eine niedrige Ottomane niedergesunken und so verharrten die drei einige Augenblicke lang in Schweigen.

Lionel war todtenbleich. Die gefürchtete Frage stand nun nahe bevor und sie mußte beantwortet werden.

Er wunderte sich, daß seine Mutter dieselbe nicht schon längst gethan hatte.

Der Grund ihres Schweigens war aber ihr instinctartiges Bewußtsein, daß alle Hoffnung zu Ende war. Wäre eine freudige Nachricht eingegangen, so wäre ihr Sohn nur zu froh gewesen, sie ihr mittheilen zu können. Uebrigens hatte sie auch das Gesicht des jungen Mannes beobachtet und die Spuren der Verzweiflung darin gelesen. Sie faßte die starke Hand, welche ihre schwache Gestalt stützte.

„Lionel," murmelte sie, „warum versuchst Du, die Wahrheit mir zu verbergen? Glaubst Du, ich verstehe nicht die Blicke meiner Kinder? Glaubst Du, ich wisse nicht meine Leiden in ihren Mienen zu lesen? Es ist noch keine Nachricht von Deinem Vater eingegangen, nicht wahr, nicht?"

„Nein Mutter, es ist keine Nachricht von meinem Vater eingegangen."

„Wohl aber von seinem Schiff," keuchte Clara.

„Ja, und zwar die traurigste, die es für uns geben kann," rief der junge Mann, indem er neben dem Stuhl seiner Mutter auf die Knie niedersank. „O Mutter, Mutter! Um unsertwillen suche dieses schwere Unglück zu ertragen. Blicke auf, theure Mutter und fasse Muth. Bedenke, wir haben blos Dich noch!"

Diese letzten Worte sagten Alles. Clara Westford wußte nun, daß sie Wittwe war.

Neuntes Capitel.

Eine unbarmherzige Forderung.

Nach jenem traurigen Auftritt in Mrs. Westford's Schlafzimmer schien Frieden in dem Hause des Capitains zu herrschen.

Bitter und tief war der Schmerz, den jedes Mitglied dieses kleinen Haushalts empfand. Aber die heldenmüthigen Herzen kämpften tapfer mit ihrem Kummer. Von dem nicht wiederheimgekehrten Gatten und Vater ward sehr wenig gesprochen. Diejenigen, welche ihn so innig geliebt, die ihn jetzt so tief beklagten, wagten nicht, diesen vertrauten Namen auszusprechen, obschon er fortwährend Aller Gedanken beherrschte.

In Clara Westfords Schlafzimmer hing ein schwarzer Vorhang vor dem Bildniß des Seemanns. Ein zweites Bildniß im Gesellschaftszimmer war auf dieselbe Weise verschleiert.

Violet sah in ihren schwarzen Trauergewändern sehr bleich und schwächlich aus. Ihr goldenes Haar schimmerte allerdings mit seinem ganzen alten Glanze unter dem schwarzen Krepphut hervor, aber es lag tiefe Wehmuth in den dunkelblauen Augen, die einst von so bezaubernndem Lächeln gestrahlt.

Alle Nachbarn wußten nun, daß Harley Westford's Schiff untergegangen war und viele Freunde sammelten sich um die Wittwe, um in der Stunde der Trauer ihr Beileid zu bezeugen.

Leider aber war die Anwesenheit dieser theilnehmenden Freunde für die arme Wittwe nur eine Qual. Sie wünschte allein zu sein — allein mit ihrer Verzweiflung, allein mit dem Bild des Gatten, den sie verloren.

Hätte sie dem alten katholischen Glauben angehört, so hätte sie sich gern in den ruhigen Schutz eines Klosters geflüchtet und den Rest ihrer nun freudenlosen Tage Werken der Wohlthätigkeit und frommen Betrachtungen gewidmet, während dann kein Laut von der geräuschvollen äußeren Welt mehr zu ihrem müden Ohr gedrungen wäre.

Sie trug ihren Kummer schweigend, aber ihr Schmerz war darum nicht weniger bitter. Der Gedanke an ihren Verlust war ihr stets gegenwärtig und konnte durch nichts auch nur auf einen Augenblick verdrängt werden. Sie brachte Tage damit zu, daß sie aus einem Zimmer in das andere wankte und der glücklichen Stunden gedachte, welche sie in jedem derselben mit ihm verlebt. Alles erinnerte sie an ihn und jede dieser Erinnerungen war für sie eine neue Qual.

Selbst die Gesellschaft ihrer Kinder gewährte ihr keinen Trost. Die Last, welche diese trugen, war nicht

mit der ihrigen zu vergleichen, sagte sie bei sich selbst. Die Zukunft konnte ihnen neue Hoffnung bringen, für sie selbst aber war alle Freude, alle Hoffnung mit der Vergangenheit begraben.

Unter den Freunden, welche das Haus des Capitains besuchten, befand sich auch ein Mr. Maldon, ein ehemaliger Advocat, welcher sich durch seine Praxis ein bedeutendes Vermögen erworben und in der Umgegend ein Mann von Ansehen und Bedeutung war.

Dieser Mann befragte Clara wegen des Vermögens ihres Gatten und wollte wissen, welche Schritte sie deswegen zu thun gedächte und wie groß das Erbtheil ihrer Kinder sei.

Clara erzählte ihm nun Rupert Godwin's außerordentliche Behauptung wegen des von ihm dem Capitain vorgeschossenen Geldes und der Documente, welche als Pfand für dieses Darlehn bei ihm deponirt worden.

„Sonderbar!" rief Mr. Maldon. „Ich dachte immer, Ihr Gatte hätte sich ein ganz hübsches kleines Vermögen gespart."

„Dies habe ich auch gedacht und denke es noch. Am Tage seiner Abreise sagte mir Harley, er stünde im Begriff, eine Summe von zwanzigtausend Pfund bei Mr. Rupert Godwin zu deponiren."

„Und Mr. Godwin leugnet, dieses Geld empfangen zu haben?"

„Er leugnet es nicht blos, sondern behauptet auch obendrein, mein Gatte sei sein Schuldner. Ich werde es aber nicht eher glauben, als bis ich den Beweis von Harley's eigner Hand geschrieben sehe."

„Dies kommt mir Alles sehr räthselhaft vor, meine liebe Mrs. Westford!" rief der Jurist. „Ich sehe nicht ein, wie wir möglicherweise an den Worten eines Mannes wie Mr. Godwin zweifeln können. Seine Stellung ist die eines der Handelsfürsten dieses Landes. Er würde in Bezug auf seine Ansprüche an Ihren Gatten nicht so leicht eine falsche Behauptung aufstellen."

„Das weiß ich doch nicht. Ich habe von Rupert Godwin eine sehr schlechte Meinung," antwortete Mrs. Westford in kaltem Ton.

„Dann kennen Sie ihn also?"

„Ich kannte ihn früher, vor langer Zeit, und ich wußte, daß er damals einer der gemeinsten und schlechtesten Menschen war."

Der Jurist sah Clara mit verblüffter Miene an.

„Sie bedienen sich da sehr starker Ausdrücke, meine liebe Mrs. Westford."

„Ja, das ist wohl möglich, dieselben gründen sich aber auf innere Ueberzeugung. Ich glaube ganz bestimmt, daß mein Gatte zwanzigtausend Pfund bei Rupert Godwin deponirt hat, und ich glaube auch, daß Rupert

Godwin vollkommen fähig ist, mich und meine Kinder um dieses Geld zu betrügen."

„Meine liebe Mrs. Westford," rief der Jurist immer noch verblüfft, „ich glaube, Sie lassen sich in dieser Sache von Ihren Vorurtheilen irre leiten. Jedenfalls aber werde ich es mir zur Aufgabe machen, unverweilt nach London zu reisen und Mr. Godwin zu sprechen. Sie sollen gegen jedes, vielleicht gegen Sie beabsichtigte Unrecht geschützt werden. Ich habe Ihren Gatten geliebt und geachtet. Ich liebe und bewundere Sie und Ihre Kinder. Sie sollen nicht betrogen werden. Nein, nein, Sie sollen nicht betrogen werden. Der alte Stephen Maldon müßte sich sehr verändert haben, wenn ihn selbst der gewitzigste Banquier in London hinter's Licht führen könnte."

Der Jurist verlor auch in der That keine Zeit, einen Besuch in der City abzustatten, wo er mit Rupert Godwin eine lange Unterredung hatte. Das Resultat dieser Unterredung war, daß der Banquier ihm eine von Harley Westford unterschriebene und von Jakob Danielson und John Spence, einem Advocatenschreiber, als Zeugen vorschriftsmäßig mitunterzeichnete Urkunde wies, die unterm 26. Juni des vergangenen Jahres ausgefertigt war.

Dieses Document ermächtigte Rupert Godwin, von dem Landgute des Capitains mit Wohnhaus, Gemälden, Geschirr, Möbels und allem Zubehör am 25. März des gegenwärtigen Jahres Besitz zu nehmen, wenn ihm nicht

bis dahin die Summe von sechstausendfünfhundert Pfund bezahlt wäre.

Es war jetzt in den letzten Tagen des Januars und die Wittwe und Waisen waren also nur noch zwei Monate im Besitz ihrer sonst so sichern und glücklichen Heimath.

Mr. Maldon war ein sehr kluger Advocat, aber er konnte in dem ihm von Rupert Godwin vorgelegten Document nichts entdecken, was eine Streitigmachung der Ansprüche des Banquiers hätte rechtfertigen können.

Die Katastrophe erschien furchtbar, war aber deswegen, weil die Wittwe und ihre Kinder so hart davon betroffen werden mußten, nicht weniger unvermeidlich. Das Gesetz nimmt auf Wittwen und Waisen keine specielle Rücksicht. Die Besitzung mußte Rupert Godwin preisgegeben werden, wenn nicht die sechstausend fünfhundert Pfund an oder vor dem bestimmten Tage bezahlt werden konnten.

Mr. Maldon durchsuchte die von dem Capitain zurückgelassenen Papiere, konnte aber darin nichts finden, was geeignet gewesen wäre, über die Angelegenheiten des Seemanns auch nur das mindeste Licht zu verbreiten. Er besuchte den Advocaten in Winchester, welcher das Testament des Capitains Westford gemacht, und studirte den Wortlaut dieses Documents sorgfältig.

Dieses Testament trug alles sächliche und persönliche

Besitzthum auf Clara über, die zur alleinigen Testamentsvollstreckerin ernannt ward. Die Schrift war jedoch ein Jahr früher datirt als das in Mr. Godwins Besitz befindliche Testament und es lag nichts vor, wodurch bewiesen worden wäre, daß der Capitain, als er seine verhängnißvolle Reise antrat, außer seinem Grundstück in Hampshire noch anderes Eigenthum besessen hätte.

Der alte Advocat wußte, daß es oft Männer giebt, welche ihre Frauen in Bezug auf ihre pecuniäre Stellung täuschen. Konnte Harley Westford jene Geschichte von den zwanzigtausend Pfund nicht ersonnen haben, um die Angehörigen in Sicherheit zu lullen?

„Ein treuherziger, biederer Seemann ist ja in der Regel der schlechteste Geschäftsmann, den man sich denken kann," dachte Stephan Maldon. „Was ist wahrscheinlicher, als daß Harley Westford ein ruinirter Mann war, während alle Welt ihn für einen reichen hielt?"

Mittlerweile vergingen die Wochen und der 25. März rückte immer näher heran.

Clara Westford wußte, daß sie von Rupert Godwin kein Erbarmen erwarten dürfe. Der Heldenmuth ihres Wesens behauptete sich jedoch und mit ruhiger Resignation machte sie sich bereit, das Haus zu verlassen, in welchem sie so unaussprechlich glücklich gewesen.

Sie besaß kein eigenes Vermögen, nicht das mindeste, denn sie war dem Hause ihres Vaters entflohen, um Har-

ley Westford's Weib zu werden und zu Gunsten einer Enkelin, der Tochter eines einzigen Sohnes enterbt worden, welcher in seinem zweiundzwanzigsten Jahre gestorben war und ein kleines Mädchen hinterlassen hatte, an welchem der strenge Sir John Ponsonby mit altersschwacher Zärtlichkeit hing.

Niemals hatte der Seemann einen Wink oder ein Geflüster von jener grausamen Verläumdung gehört, durch welche Clara Ponsonby's Jugend vergiftet worden; niemals hatte er ihren Namen mit dem des berüchtigten jungen Wüstlings in Verbindung bringen hören.

Von dem Augenblick ihrer Vermählung an verschwand Sir John Ponsonby's Tochter vollständig aus den Kreisen, in welchen sie einmal ein Stern von einiger Größe gewesen.

Sie war arm und mittellos zu ihrem Gatten gekommen und er liebte sie zärtlicher, als wenn sie ihm eine Million Aussteuer zugebracht hätte.

Als sie jetzt den Stand ihrer Angelegenheiten ins Auge faßte, als sie jetzt, verwittwet und allein, sich nicht mehr auf Harley's Arm stützen konnte, fand sie, daß ihre Umstände in der That verzweifelt zu nennen waren.

Die jährlichen Rechnungen von Handwerkern und anderen Lieferanten waren alle noch unbezahlt und beliefen sich auf einige hundert Pfund. Der Lohn der Dienstleute mußte ebenfalls bezahlt werden und Clara

Westford hatte keinerlei Geldmittel, um diese Ansprüche zu erledigen.

Die nicht große Summe an baarem Gelde, die ihr Gatte ihr zurückgelassen, war gänzlich ausgegeben. Er hatte versprochen, wie er früher gewohnt gewesen zu thun, von Zeit zu Zeit Rimessen zu schicken, aber er war mit allem Geld, welches er besaß, mit dem guten Schiff „die Lilienkönigin" und der ganzen Mannschaft hinab in die unergründlichen Tiefen des Oceans gesunken.

Nur noch eine Hülfsquelle blieb der Wittwe, ihre Juwelen, die kostbaren Geschenke eines freigebigen Gatten, nur diese blieben ihr noch, und sie mußten verkauft werden, damit die Lieferanten und ihre Dienstleute ihre Bezahlung erhalten konnten.

Es war für sie sehr bitter und schmerzlich, sich von diesen Kleinodien zu trennen, an deren jedes sich eine besondere Erinnerung knüpfte.

Clara Westford trug jedoch diesen bittern Schmerz mit ruhiger Ergebung, sie übergab ihre Schmucksachen ihrem alten Freund Mr. Maldon und beauftragte ihn, dieselben in London zu verkaufen. Dies geschah auch und eine in dergleichen Geschäften renommirte Firma kaufte sie als das „Eigenthum einer Dame, die im Begriff stände, ihre Heimath zu verlassen."

Und dies war ja auch wirklich der Fall. Clara stand in der That im Begriff, ihre Heimath zu verlassen und

hinaus zu ziehen in eine Welt, die für ihre unerfahrenen Schritte nothwendig eine pfadlose, mit unbarmherzigem Dorngestrüpp angefüllte Wildniß sein mußte.

Die auf diese Weise in's Geld gesetzten Werthsachen brachten ungefähr vierhundert Pfund. Von dieser Summe bestritt Mrs. Westfords alle an sie gestellten Ansprüche und behielt dann noch einige dreißig Pfund übrig.

Einige dreißig Pfund! Und mit dieser armseligen Summe sollten die Wittwe und Waisen, die noch niemals gewußt, was es heißt, einen Wunsch unerfüllt sehen, den Kampf des Lebens beginnen.

Zehntes Capitel.

Im Taxusbaum versteckt.

Es war am Vorabend des 25. März — des Tages, dessen Annäherung von Clara Westford und ihren Kindern so sehr gefürchtet worden — des Tages, an welchem sie für immer aus ihrer glücklichen Heimath verbannt werden sollten.

Bis jetzt hatte der Banquier noch keine Andeutung über seine Absichten in Bezug auf sein Schlachtopfer gegeben. Clara wußte aber, wie wenig Erbarmen sie von ihm zu erwarten hatte, und sie hatte sich vorgenommen, sich und ihren Kindern den Schmerz der Demüthigung zu ersparen. Sie wollte nicht warten, bis Rupert God-

win handeln würde. Sie wollte sich nicht von dem Mann, dessen verderblicher Einfluß ihre Jugend verfinstert, aus ihrer glücklichen Häuslichkeit treiben lassen. Deshalb beschloß sie, das Haus zeitig am Morgen des 25. März zu verlassen.

Als sie aber diesen Entschluß ihrer Tochter mittheilte, gab diese einen ziemlichen Grad von Ueberraschung zu erkennen.

„Warum sollen wir uns so beeilen, das theure, alte Haus zu verlassen?" rief Violet. „Vielleicht macht dieser Mr. Godwin seinen Anspruch darauf gar nicht geltend, wenigstens nicht sofort. Man sagt, er sei ungeheuer reich, und ganz gewiß wird es ihm selbst lieb sein, wenn wir hier bleiben, bis er einen Pächter für die Besitzung gefunden hat. Wir können daher noch einige Zeit hier wohnen, liebe Mutter, bis Du wieder mehr zu Kräften gekommen und eher im Stande bist, der Welt gegenüber zu treten."

Mrs. Westford schüttelte den Kopf.

„Nein, Violet," antwortete sie mit Festigkeit. „Ich bleibe auch nicht eine Stunde länger unter diesem Dache, sobald es Rupert Godwin's Eigenthum geworden ist."

„Aber, Mama, Du sprichst, als ob Du diesen Mr. Godwin kenntest?"

„Ja, ich kenne ihn und weiß, daß er einer der verworfensten Menschen ist," antwortete Mrs. Westford.

„Frage mich nicht weiter aus, Violet; mein Entschluß steht in dieser Beziehung unerschütterlich fest. Glaube mir, wenn ich Dir versichere, daß es zu unserm Besten ist, wenn ich so handle. Und nun schreibe an deinen Bruder, liebes Kind, und bitte ihn, uns morgen um 1 Uhr am Waterloo-Bahnhofe zu treffen."

Lionel war nämlich seit einigen Wochen in London, um wo möglich ein Unterkommen auf einem Bureau oder dergleichen zu finden.

Eine so gediegene Bildung der junge Mann aber auch besaß, so fand er es doch äußerst schwierig, irgend eine Beschäftigung, wäre sie auch noch so bescheiden, für sich ausfindig zu machen. Seine wissenschaftliche Bildung nutzte ihm wenig. London schien von kenntnißreichen jungen Männern, die alle im Kampfe um das tägliche Brod begriffen waren, förmlich zu wimmeln. Lionel Westford entsank allmälig der Muth, als er so eine Bewerbung nach der andern unternahm, blos um sich jedesmal in seiner Hoffnung getäuscht zu sehen.

Für jede Stelle, welche erledigt war, schienen hundert Bewerber aufzutreten. Und neunundneunzig von diesen hundert mußten natürlich das Elend der getäuschten Erwartung tragen.

Lionel hatte eine sehr bescheidene und billige Wohnung auf der Surreyseite der Themse gemiethet und Anstalten

zum Empfange seiner Mutter und Schwester getroffen, sobald dieselben die Heimath verlassen würden.

O, welch ein trauriger Wechsel war diese düstere Wohnung in London nach dem bequemen Landhause, dem herrlichen Garten, den Pferden und Grooms, den Hunden und Jagdflinten und allen jenen Dingen, auf die ein junger Mann so hohen Werth legt!

Um seiner selbst willen klagte Lionel Westford nicht ein einziges Mal. Sein einziger Gedanke war an seine Mutter und Schwester und sein innigster Wunsch, daß er im Stande sein möchte, diese vor den bittersten Uebeln der Armuth zu schützen.

Er überlegte ernsthaft, welche Laufbahn er wählen solle. Seine classische Bildung schien ihm nicht vom mindesten Nutzen sein zu sollen, wenn er nicht vielleicht, wie Goldsmith und Johnson, sich zu der Sclaverei bequemte, das Plackholz eines Schulmeisters zu sein. Wie bitter bereuete er jetzt seine leichtsinnige Jugend und daß er sich nicht für ein bestimmtes Fach entschieden, welches ihm wenigstens vielleicht etwas einbrächte.

Er fragte sich, ob vielleicht jetzt noch Zeit für ihn wäre, eins der sogenannten Brodstudien zu wählen. Die Theologie stand ihm offen, aber dann mußte er immer noch zwei oder drei Jahre daran wenden, ehe er hoffen konnte, eine Anstellung zu erhalten, die dann vielleicht fünfzig, höchstens hundert Pfund eintrug. Auch die

juristische Carriere stand ihm frei, aber leider war er nur zu genau mit dem sprichwörtlichen Elend bekannt, womit die Jünger der Jurisprudenz oft jahrelang zu kämpfen hatten, ehe ihr Studium ihnen etwas einbrachte.

Lohnende Beschäftigung war das, was er suchte und zwar solche, die ihm sofort die Mittel zum Lebensunterhalt gewährte, und er durchwanderte die Straßen von London mit rastlosem Fuße. Dennoch aber verging ein Tag nach dem andern, ohne daß er dem Ziel seiner Wünsche näher zu kommen schien.

Der Nachmittag des 24. März war trüb und unfreundlich. Der Wind heulte in den Zweigen der alten Bäume und der graue Himmel war kalt und sonnenlos.

Dennoch aber öffnete an diesem Nachmittage, so unfreundlich und rauh derselbe auch war, Violet Westford das kleine Gartenpförtchen, welches in den Wald hinausführte, zum ersten Male seit vielen Monaten.

Niemals seit ihrer Krankheit hatte sie den Maler Georg Stanmore gesehen, oder etwas von ihm gehört Sie hatte bestimmt erwartet, daß er während ihrer langen Krankheit kommen und sich nach ihr erkundigen würde, und sie hatte Lionel in anscheinend gleichgültiger Weise gefragt, ob er etwas von seinem Freund Mr. Stanmore gehört habe.

Die Antwort war jedoch eine verneinende gewesen. Georg hatte also keine Schritte gethan, um den Grund zu entdecken, welcher Violet abhielt, ihre Lieblingsplätze im Walde zu besuchen.

Diese anscheinende Vernachlässigung und Gleichgültigkeit hatten das Herz des armen Mädchens grausam verwundet.

„Seine vorgebliche Anhänglichkeit an mich war vielleicht weiter nichts, als eine vorübergehende Laune," dachte sie, „und die sentimentale Thorheit, womit ich allen seinen Betheuerungen glaubte, hat ihn vielleicht nur amüsirt. Ich verstehe nun, warum er immer zögerte, meine Mutter zu besuchen und ihr ein offenes Geständniß seiner Liebe abzulegen."

Der Gedanke, daß sie das Opfer einer sentimentalen Täuschung gewesen, war für das gefühlvolle Gemüth des Mädchens ein sehr bitterer. Ihr Stolz war beleidigt, und von der Zeit ihrer Genesung an hatte sie daher den Waldpfad gemieden und sich fest vorgenommen, allen Begegnungen mit ihrem falschen Anbeter auszuweichen.

Jetzt aber, wo sie im Begriff stand, die Heimath auf immer zu verlassen,. bemächtigte sich ihrer ein unwiderstehlicher Drang und sie fühlte, daß sie die Nachbarschaft des Waldes nicht verlassen könnte, ohne wenigstens einen Versuch zu machen, den Grund von Georg Stanmore's Vernachlässigung zu ermitteln.

Konnte nicht auch er krank gewesen sein? Oder hatte er sich nicht vielleicht genöthigt gesehen, den Wald zu verlassen? Es war beinahe leichter, irgend etwas zu glauben, als daß er falsch gewesen sein könne.

So kam es, daß Miß Westford's Liebe ihren Stolz besiegte, und wiederum öffnete sie das Pförtchen, welches in den geliebten Wald führte, in die liebliche Umgebung, die ihr von Kindheit an vertraut und theuer gewesen.

Der Waldpfad sah an diesem kalten Märznachmittage öd' und schaurig aus, die Veränderung in dem Anblick der Waldung aber war nicht so auffällig, wie die Veränderung, die mit ihr vorgegangen war, welche jetzt das ländliche Pförtchen durchschritt.

Das herrliche blühende Mädchen, dessen lächelndes Antlitz einst gewesen wie das Sonnenlicht, sah jetzt bleich und abgezehrt aus wie eine nebelige Gestalt, welche in der Abenddämmerung über die Berggipfel dahingleitet.

Mit matten Schritten wanderte sie den grasigen Pfad entlang, denn das Klopfen ihres Herzens schien ihre Kraft zu lähmen. Sie ging stracks auf das kleine Haus zu, in welchem der Landschaftsmaler gewohnt hatte, aber der Weg war ein weiter und das Zwielicht senkte sich schon herab, als sie die bescheidene kleine Wohnung erreichte, die halb unter majestätischen alten Bäumen versteckt stand.

Der Schein des Kaminfeuers fiel durch das Fenster des Hauses in die kalte graue Dämmerung und der An-

blick des schlichten Ortes hatte etwas Anheimelndes und Trauliches.

Ein plötzlicher Schmerz durchzuckte Violets Herz, als sie diese gemüthliche kleine Wohnung mit dem netten, hübsch eingerichteten Garten und dem rothen Feuerschein am Fenster betrachtete.

„Wenn meine Mutter und ich eine solche Wohnung hätten, wie diese, so könnten wir uns sehr glücklich schätzen," dachte sie. „Und doch glaube ich, daß die Leute, welche hier wohnen, uns um unsern Reichthum und Luxus oft beneidet haben."

Eine Frau stand, als Violet sich der kleinen Gartenthür näherte, an der geöffneten Thür des Hauses und kam heraus bis auf den Weg, um ihre Besucherin willkommen zu heißen.

„Ah sieh da, Miß Westford," rief sie. „Sie hätten mich beinahe erschreckt, als ich Sie auf einmal so unheimlich und gespenstisch dastehen sah. Kommen Sie herein, Miß, und ruhen Sie ein wenig am Feuer aus. Es ist an diesen Märznachmittagen immer noch sehr kalt. Wie leid thut es mir, Ihr schwarzes Kleid zu sehen und an den armen, guten, lieben, freundlichen Herrn Capitain zu denken, der nun nicht wiederkommen wird. Ach, mein Himmel, er war ein guter Freund von uns armen Leuten und es wird so Mancher ihn schwer vermissen. Kommen Sie, setzen Sie sich dicht an das Feuer, Miß. Ich freue

mich, zu sehen, daß Sie wieder ins Freie gehen, obschon Sie immer noch sehr blaß aussehen. Ich war während Ihrer Krankheit oft in Ihrem Hause, um mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen."

Violets Herz schlug krampfhaft, sie begann zu glauben, daß Georg Stanmore sich dieser Frau als Botin bedient habe.

„Es war sehr freundlich von Euch, sich nach mir zu erkundigen," stammelte sie.

„Nun Miß, mußte mir nicht daran liegen, zu wissen, wie es mit Ihnen stünde? Habe ich Sie nicht gekannt, seitdem Sie noch ein ganz kleines Kind waren? Und ist Ihre gute Mama nicht unzählige Male mir freundlich und hülfreich gewesen? Hat mir Ihr guter Papa nicht am Weihnacht vorigen Jahres, als er hörte daß ich nicht recht gesund sei, eine Flasche von seinem alten ostindischen Madeira geschickt?"

Bei all diesem war von Mr. Stanmore keine Rede. Violet entsank wieder der Muth. Sie konnte es nicht über sich gewinnen, geradezu zu fragen und war in der Diplomatie nicht bewandert genug, um das, was sie wissen wollte, ohne directe Fragen zu erfahren.

Sie schaute sich hoffnungslos in dem behaglichen kleinen Zimmer um und wußte nicht, wie sie das Gespräch weiter fortsetzen sollte. Sie war sehr bleich, der rothe Schein des Feuers aber gab ihrem Gesicht eine geborgte

Gluth und die gutmüthige Bewohnerin des kleinen Hauses gewahrte die Aufregung des Mädchens nicht.

„Wie nett Ihr doch Euer Haus in Stand zu halten wißt, Mrs. Morris!“ sagte Violet endlich, denn sie fühlte, daß sie etwas sagen mußte. „Es ist sehr angenehm, hier zu sein; es hat Alles einen so behaglichen Anstrich.“

„Es ist sehr freundlich von Ihnen, dies zu sagen, Miß,“ antwortete Mrs. Morris. „Leider ist es nicht halb so hübsch und behaglich mehr hier, seitdem wir unsern Abmiether verloren haben.“

Violet's Herz fing wieder an gewaltig zu klopfen. Also war er fort. Aber wie und wohin.

„Sie haben ihren Abmiether verloren?“ wiederholte sie. „Sie meinen Mr. Stanmore, nicht wahr?“

„Ja, Miß — Mr. Stanmore, den Maler. Er verließ uns ganz plötzlich, gleich in der ersten Woche Ihrer Krankheit, und was noch mehr ist, er mußte gegen seinen eigenen Wunsch von hier fort.“

„Gegen seinen eigenen Wunsch? Wie so?“

„Nun sehen Sie, Miß, die Sache war so. Ich stand eines Nachmittags dort am Fenster und plättete, als ich einen Herrn mit schwarzem Haar und von fremdartigem Aussehen dort an unserm Pförtchen stehen sah. Er machte ein so finsteres Gesicht, daß mir ordentlich angst ward und ich ein Hemd meines guten Mannes versengte, daß es so braun ward wie eine Kaffeebohne. Es passirte mir das

zum ersten Mal seit zehn Jahren, denn ich hatte eine Tante Namens Rebekka Javes, die bei Sir Robert Flinder drei Meilen von Netley Abbey als Wäscherin und Plätterin diente und mir unzählige Mal mit eigenen Händen gezeigt hatte, wie man ein Oberhemd plätten muß, so daß ich —

„Aber was war mit dem Herrn mit dem fremdartigen Aussehen?“

„Ja, Miß, das wollte ich eben sagen. Er stand also in voller Lebensgröße da und kam auf einmal ohne Weiteres und ganz ungenirt in's Haus herein. „Ist mein Sohn zu Hause?“ fragte er. — „Ihr Sohn, Sir?“ antwortete ich. „Den kenne ich nicht.“ — „O ja, Ihr kennt ihn,“ entgegnete er. „Der junge Mann, der das Bild dort gemalt hat, ist mein Sohn und er wohnt in Eurem Hause!“ — Mit diesen Worten zeigte er auf eine von Mr. Stanmore's Landschaften, die derselbe auf meinen kleinen Tisch da drüben zum Trocknen gestellt hatte. — „Mr. Stanmore ist Ihr Sohn!“ rief ich ganz erstaunt und war so erschrocken, daß mich Jemand mit dem kleinen Finger hätte über den Haufen stoßen können. — „Ja, er ist recht wohl im Stande, sich Stanmore zu nennen oder sich irgend einen anderen falschen Namen beizulegen,“ antwortete der Herr in strengem Tone. „Mag er sich aber nennen wie er will, so ist der Mann, der jenes Bild gemalt hat, mein ungehorsamer, ungerathener Sohn.“

„Ehe er aber noch ein Wort hinzusetzen konnte, trat Mr. Stanmore plötzlich selbst ein, mit dem Hut auf dem Kopf und seinem Malergeräth unter dem Arm. Er war soeben aus dem Walde heimgekehrt.“

„Hier bin ich, Vater,“ sagte er, „bereit, für meine Sünden Rede zu stehen, mögen sie heißen, wie sie wollen.“

„Er sagte dies in so stolzem Tone, als ob er ein königlicher Prinz gewesen wäre. Die beiden Herren gingen mit einander hinauf in Mr. Stanmore's Zimmer und da unsere Wände, wie Sie wissen, ziemlich dünn sind, so konnte ich viel von dem hören, was gesprochen ward, nicht genau die Worte, wohl aber den Ton, obschon ich durchaus nicht horchte, denn so etwas thäte ich nicht, und wenn Sie mir gleich zwanzig Pfund hinlegten. Ich hörte also, daß die beiden Herren sehr uneinig mit einander zu sein schienen, und endlich kam Mr. Stanmore's Vater stolz und steif und mit fürchterlich bösem Gesicht wieder herunter und ging zum Hause hinaus, ohne auch nur ein Wort mit mir zu sprechen. Ungefähr eine Stunde später kam auch Mr. Stanmore herunter. Er sah sehr bleich aus, war aber ganz ruhig. Er packte alle seine Sachen zusammen und bat meinen Mann, sie ihm auf seinem Karren hinüber nach der Winchesterstation zu schaffen, ehe noch der letzte Postzug abginge. Ich war ganz untröstlich darüber, daß der junge Herr uns so plötzlich verließ, denn einen besseren Abmiether als ihn konnte es nicht

geben. Er bezahlte sehr gut und war in allen Dingen stets nobel. Es schien ihm selbst zu Herzen zu gehen, daß er fort mußte, Miß, und ich dachte mir dabei so Manches."

Die Frau schwieg plötzlich und sah Violet an.

„Ich dachte dabei auch an Sie, Miß," setzte sie dann hinzu.

Das Blut stieg Violet in das blasse Antlitz empor.

„Erwähnte Mr. Stanmore meiner?" fragte sie.

„Ja wohl, Miß, er sprach von Ihnen. Als er im Begriff stand, das Haus zu verlassen, blieb er noch einmal stehen und sagte: Wenn Sie Miß Westford sehen sollten, so sagen Sie ihr, ich hätte den alten Taxusbaum gemalt, den sie so liebte, und ich ließe sie bitten, den Baum noch einmal anzusehen, damit sie sich seiner genau erinnere, wenn sie mein Bild sehe. War das nicht ein drolliger Auftrag, Miß?"

„Ja," antwortete Violet mit erkünstelter Gleichgiltigkeit. „Ich glaube, Mr. Stanmore meint einen alten Taxusbaum in der Nähe des Wassers, den mein Bruder und ich sehr bewunderten. Ich werde aber leider nicht viel Gelegenheit mehr haben, diesen Baum zu sehen, Mrs. Morris, denn wir werden morgen diese Gegend verlassen."

Die Frau gab ihr Bedauern über die Abreise Violets und ihrer Mutter zu erkennen, auf dem Lande aber ver-

breiten Nachrichten aller Art sich schnell und sie hatte daher schon vor einigen Tagen gehört, daß das Haus des Capitains verlassen werden sollte. Der Glückswechsel, welcher die Westford's heimgesucht, war von Reich und Arm besprochen und beklagt worden.

Violet verließ das kleine Haus mit schwerem Herzen. Georg Stanmore war fortgegangen, ohne eine Spur zurückzulassen — nicht einmal einen Brief für sie, die er immerdar und ewig zu lieben geschworen.

Es war dies ein Räthsel, welches Violet vergebens zu lösen bemüht war.

Der Mond war aufgegangen, als sie das Haus verließ, und jeder Ast und jedes Blatt war in dem silbernen Licht scharf und deutlich sichtbar. Violet betrachtete die friedliche Landschaft mit unaussprechlicher Wehmuth.

„Es ist vielleicht das letzte Mal, daß ich sie sehe," dachte sie. „Das letzte Mal! Und ich bin hier so glücklich gewesen!"

Dann dachte sie an Georg Stanmore's Botschaft in Bezug auf den alten Taxusbaum.

Es schien eine sehr abgeschmackte und nichtssagende Botschaft zu sein — eine Botschaft, die jedem Nichtliebenden als etwas übertrieben Sentimentales erscheinen mußte. Violet aber war durchaus nicht geneigt, sie in diesem Lichte zu betrachten. Sie sah darin vielmehr ein

feierliches geheimnißvolles Gebot, welchem sie buchstäblich nachkommen müsse.

Madame Laffarge, unangenehmen Andenkens, schrieb an ihren Gatten und bat ihn, gewisse, mit ihrer eigenen schönen Hand bereitete Kuchen zu essen und zu einer gewissen Stunde den Mond anzusehen, wo auch sie in sentimentale Betrachtungen über dieses Gestirn versunken sein würde. Der Gedanke war ein sehr poetischer; zum Unglück für Monsieur Laffarge aber waren die Kuchen vergiftet und er starb, ein Opfer seines Gehorsams.

Violet war in jener Gemüthsstimmung, in welcher sie es angenehmer fand, im Walde umher zu schlendern als nach Hause zu gehen, und es lag ein gewisser Trost in dem Gedanken, etwas zu thun, was ihr Geliebter sie aufgefordert hatte, zu thun. Es schien ihn ihr für den Augenblick näher zu bringen. Vielleicht dachte er gerade in dem Augenblick, wo sie dastand und so wehmüthig an ihn dachte, an jenes Lieblingsplätzchen. Vielleicht sah er sie sogar in ihrer Einsamkeit und Entmuthigung vermöge der den Liebenden verliehenen Gabe des sogenannten Gesichts. War der treuen Liebe wohl irgend etwas unmöglich?

Und somit bog Miß Westford von dem heimwärts führenden Pfad ab und ging furchtlos durch die einsame Allee, welche nach dem See führte.

Dieser Waldsee gewährte unter dem stillen Abend-

himmel einen reizenden Anblick. Die weitgestreckten Aeste des Taxusbaums bildeten schwarze Schatteninseln auf dem Gras, die gefallenen Blätter machten, wenn der Wind sie bewegte, ein schwaches Geräusch, welches fast klang wie gespenstisches Murmeln.

Um den Stamm des Baumes herum war eine schlichte hölzerne Bank angebracht und auf diese setzte sich Violet, erschöpft durch den langen Weg und froh, an einem Ort verweilen zu können, der sie an ihr verlorenes Glück erinnerte.

Während sie so dasaß, machte die Schönheit der Umgebung einen fast peinlichen Eindruck auf sie und zum ersten Male an diesem ganzen kummervollen Tage strömten Thränen, leidenschaftliche Thränen des Schmerzes, ihre Wangen herab.

Sie wendete das Gesicht auf die Seite und lehnte die Stirn an die rauhe Rinde des Taxusbaums.

Während sie dies that, bemerkte sie eine Höhle in dem Baum — eine große Höhle, in welche Georg Stanmore oft seinen Farbekasten und seine Pinsel versteckt hatte. Die Erinnerung hieran erwachte ganz plötzlich in ihr. Ihr Geliebter war überhaupt gewohnt gewesen, allerlei Dinge in diesem alten Baum zu verbergen. Wie wenn er nun einen Brief hier versteckt und ihre Aufmerksamkeit hierauf mittelst des seiner Hauswirthin ertheilten Auftrags zu lenken versucht hatte?

Schon im nächsten Augenblick lag Violet Westford auf ihren Knieen vor der Höhle und tastete mit den Händen darin umher.

Sie fand sie zur Hälfte mit Moos und getrockneten Blättern gefüllt. Nachdem sie diese aber herausgeworfen, sah sie im Mondschein etwas Weißes schimmern.

Ha, wie begierig raffte sie dies unter den zerstreuten Blättern hervor!

Es war ein Brief. Miß Westford konnte nur eben die auf dem Couvert stehenden Worte: „Für Violet" erkennen. So sehr sie sich auch sehnte, den Inhalt dieses kostbaren Couverts zu sehen, so mußte sie doch warten, bis sie wieder nach Hause kam. Wohl schien der Mond hell auf Wald und See herab, dennoch aber war dieser poetische Glanz nicht hinreichend, um genügendes Licht auf die Geheimnisse der Schreibekunst eines modernen Liebenden zu werfen.

Niemals in ihren glücklichsten Tagen war Violet Westfords Fuß leichter diese Waldpfade entlang getrippelt. Keuchend und erschöpft nahm sie ein Licht aus dem Hausflur mit und eilte auf ihr Zimmer, das schöne, geschmackvoll eingerichtete Gemach, welches nun so bald in fremde Hände übergehen sollte.

Sie setzte sich dicht vor das Licht und riß Georg Stanmore's Couvert auf. Der Brief, den es enthielt, war kurz und augenscheinlich in höchster Eile geschrieben.

Er bestand bloß aus folgenden Worten:

„Mein theures Mädchen!

„Umstände, die ich in diesem Briefe nicht näher auseinander setzen kann, zwingen mich, England unverweilt zu verlassen. Wann ich werde wiederkommen weiß ich nicht. Wenn ich aber wiederkomme, so geschieht es, um Dich zu meinem Weibe zu machen. Mittlerweile bitte ich Dich inständig, mir poste restante Brügge in Belgien zu schreiben. Schreibe mir, Theuerste, und sage mir, daß Du nicht an meiner Treue zweifelst. Sage mir auch, daß Deine Treue eben so beständig und unerschütterlich sein wird, wie Die Deines Dir ewig ergebenen

Georg."

Worte wären nicht im Stande, den Trost zu schildern, welchen Violet Westford aus diesem kurzen Brief schöpfte. Einer Weltdame wäre Georg Stanmore's Versicherung unabänderlicher Liebe als von geringem Werth erschienen; diesem Mädchen aber, welches von List und Lüge keinen Begriff hatte, war diese Versicherung Alles in Allem.

„Er liebt mich! Er ist mir treu!" rief sie, indem sie außer sich vor Entzücken die Hände zusammenschlug. „Und wenn er wiederkommt, so wird es geschehen, um mich zu seinem Weibe zu machen. Was wird er aber thun, wenn er unser Haus verödet und unsere Umstände so grausam verändert findet? Wird er sich auch verändern?"

Dies war die Frage, welche Violet in traurigem Tone sich vorlegte, während sie in dem behaglichen Zimmer saß, welches so bald schon nicht mehr das ihrige sein sollte.

Während der letzten traurigen Nacht gab es für die Bewohner dieses Hauses nur wenig Schlaf oder Ruhe. Die Diener saßen bis spät in dem gemüthlichen Zimmer der Haushälterin und beklagten das Unglück ihrer Herrin bei einer sehr guten und reichlichen Abendmahlzeit, denn selbst bei einem Begräbniß muß Braten auf dem Tische stehen, und die von dem bevorstehenden Abschied niedergebeugten treuen Diener mußten durch ein Extraquantum Bier aufgerichtet werden. Sie waren einstimmig in ihrem Lobe der Familie, welcher sie so lange gedient und in ihrer Furcht vor den unbekannten Uebeln, die ihnen vielleicht in fremden Häusern und bei Herren und Herrinnen bevorstanden, deren „Manieren und Gewohnheiten" ihnen neu waren.

Der altmodische Diener aber, der in Cömödien und Romanen so häufig vorkommt, scheint jedoch jetzt so ziemlich ausgestorben zu sein. Die hier fraglichen Dienstleute beklagten das Unglück ihrer Herrin aufrichtig, es fiel ihnen aber nicht ein, der Familie freiwillig, ohne Lohn und, wenn es sein müßte, ohne Nahrung in Verbannung und Armuth zu folgen.

Ebenso wenig kam auch die Köchin oder Hausmagd

herbeigeeilt, um in der pathetischen Weise, die in der Märchenwelt des Romans so oft vorkommt, ihre Ersparnisse zu den Füßen ihrer Herrin niederzulegen. Sie beseufzten das Mißgeschick des Hauses, indem sie dazu ihren kalten Braten schmausten und schüttelten bekümmert die Köpfe, während sie das famose Eingemachte der alten Haushälterin sich trefflich schmecken ließen, ihre Koffer aber waren alle gepackt und sie waren bereit, das vom Unglück so schwer heimgesuchte Haus den nächstfolgenden Morgen früh zu verlassen.

Während dieser ganzen langen schauerlichen Nacht saß Mrs. Westford an ihrem Pult und sortirte oder vernichtete alle Briefe und Documente, die Erinnerungen an ihre glücklichen Frauenjahre. Von allen freundschaftlichen, mit angenehmen Neuigkeiten und Mittheilungen angefüllten Briefen bewahrte sie keinen, mit Ausnahme der von ihrem Gatten und ihren Kindern geschriebenen.

Ach, wie glücklich war sie in diesem schönen und doch einfachen Hause gewesen! Welch' ein ruhiges Leben hatte sie hier geführt! Und wie kurz erschienen die Jahre, wenn sie auf die Zeit zurückblickte, wo ihr Gatte sie an einem glücklichen Sommertage, als der Honigmond kaum vorüber war, in dieses stille Haus eingeführt, während es den Gemüthern Beider noch etwas Neues war, so beisammen zu sein!

Sie gedachte ihres ersten Jahres in diesem ruhigen

Hafen, der herrlichen Sommerzeit, wo jeder sonnenhelle Tag die Entdeckung irgend eines neuen Schatzes in Garten oder Wald gebracht hatte. Sie gedachte der warmen Sommernacht, wo sie matt und schwach, aber unaussprechlich glücklich, dagelegen und zu den Sternen aufgeblickt hatte, während die von Wohlgeruch erfüllte Luft der Juninacht sie von dem breiten Fenster her anwehte und ihr Erstgeborner, ihr Lionel, an ihrer Brust ruhte!

Eilftes Capitel.

Heimathlos und freundlos.

Sehr zeitig an dem kalten Frühlingsmorgen fuhren Violet und ihre Mutter in einem Miethwagen fort, der sie nach Winchester bringen sollte.

Sie nahmen weiter nichts mit als ihr persönliches Eigenthum und die beiden Portraits von Harley Westford. Mrs. Westford wußte, daß sie kein gesetzliches Recht darauf hatte, sie wollte aber lieber gegen den Buchstaben des Gesetzes verstoßen, als das Bildniß ihres Gatten in den Händen seines verhaßten Nebenbuhlers lassen.

So verließen Mutter und Tochter ihre glückliche Heimath mit allem luxuriösem Zubehör, um sie den Händen von Fremdlingen zu überlassen.

Es war noch sehr zeitig als sie Winchester erreichten, und es schlag gerade Eins, als der Zug in den Waterloo-

bahnhof zu London einfuhr, wo Lionel Westford bleich und ernst auf dem Bahnhof wartete.

Er war jetzt sehr verschieden von dem leichtherzigen, sorglosen jungen Studenten, welcher allemal, so oft er erschienen, Leben und Heiterkeit ins Haus gebracht hatte, und dessen größter Kummer die Furcht war, sich in seiner Hoffnung auf akademische Ehren getäuscht zu sehen.

Der junge Mann trug aber sein Mißgeschick edel und mit Würde. Er begrüßte Mutter und Schwester mit freundlichem Lächeln und eilte fort, ihr Gepäck zu besorgen, welches er in eine Droschke schaffen ließ.

In dieser Droschke fuhren sie von dem Bahnhofe hinweg durch zwei oder drei kleine Straßen in der Nachbarschaft von Waterloo Road.

An einem armselig aber doch sauber aussehenden Hause in einer der kleinsten dieser Straßen machte der Wagen Halt.

Lionel Westford beobachtete das Gesicht seiner Mutter mit unruhigem Ausdruck. Er bedachte, wie entsetzlich die dumpfige Gasse, dieses armselige Haus im Vergleich mit dem, welches sie früher bewohnt, und den herrlichen Rasenplätzen und Blumenbeeten, der stattlichen Ulmenallee und den von alten Eichen und Buchen beschatteten weitgestreckten Wiesen erscheinen mußte.

„Es ist eine sehr armselige und anspruchslose Wohnung, liebe Mutter,“ sagte der junge Mann, „die Wirthin

scheint aber eine anständige Frau zu sein und das Logis war das beste, welches ich gegenwärtig bekommen konnte. Indessen, wenn irgend eine Anstrengung von meiner Seite diese Zeit der Armuth und der Prüfung abkürzen kann, so soll sie nicht lange dauern."

Er drückte, indem er dies sagte, seiner Mutter die Hand und sie antwortete ihm durch einen Blick der innigsten Liebe und Dankbarkeit.

„Meine guten Kinder!" rief sie, indem sie Lionel und Violet mit zärtlichen Blicken betrachtete, „so lange ich Euch noch habe, bin ich reich."

Lionel hatte Alles gethan, was in seinen Kräften gestanden, um dem armseligen Wohnzimmer, welches für die Neuankommenden hergerichtet worden, einen Anstrich von Behaglichkeit zu geben. In dem kleinen Kamin brannte ein Feuer und ein Strauß Frühlingsblumen schmückte den Tisch.

Nur ächte und reine Liebe hielt die Opfer des Banquiers während dieser ersten Tage der Anfechtung und Armuth aufrecht.

Die Prüfung war eine sehr bittere, denn die Armuth war ihnen neu und Alles, was sie umgab, schien ihr Herz noch mehr zu erkälten.

Aber sie gehörten sammt und sonders nicht zu der Zahl der Menschen, welche die Zeit mit eiteln Klagen vergeuden. Jeden Morgen, so bald als Lionel Westford

sein frugales Frühstück zu sich genommen, trat er wieder seine ermüdenden Wanderungen in der großen Wüste von London an.

Welche Wüste kann für den Wanderer, der weder Freunde noch Geld hat, einsamer sein als diese reiche von Menschen wimmelnde Stadt?

Jeden Morgen verließen Violet und ihre Mutter ebenfalls ihre dumpfige Wohnung und gingen auf getrennten Wegen hinaus in die Welt, um Brod zu suchen. Ja, Brod, denn jetzt trennte nur noch eine ganz kleine Summe sie von absolutem Mangel und Hunger.

Violet war nicht glücklicher als ihr Bruder. Sie war vielseitig gebildet, aber es gab eine Menge mehr oder oder weniger vielseitig gebildete vermögenslose Mädchen in London, die alle begierig waren, einen kleinen, wenn auch noch so geringen Erwerb zu erhaschen. Wer konnte hoffen, daß es jemals hinreichende Beschäftigung für alle geben würde?

Mrs. Westford suchte ebenfalls ihre Talente und Kunstfertigkeiten zu verwerthen, aber auch sie suchte lange vergebens. Sie bot sich als Lehrerin an und verwendete eine für ihre jetzigen Verhältnisse beträchtliche Summe auf das Porto für Briefe, die sie in Folge von Ankündigungen schrieb, welche sie in den Zeitungen fand.

Aber nie kam eine Antwort auf diese Briefe. Erziehung und Bildung schienen auf dem Markte von London die werthlosesten Artikel zu sein.

Die Wittwe des Capitains ward von keiner jener übertriebenen Bedenklichkeiten gequält, durch welche die Thätigkeit mancher Personen, welche der Klasse der verschämten Armen angehören, gepeinigt werden. Als sie fand, daß ihre Befähigung als Lehrerin ihr nicht den mindesten Erwerb verschaffte, nahm sie ihre Zuflucht zu ihrer mechanischen Fertigkeit in allen Gattungen zierlicher weiblicher Arbeiten. Sie machte die Runde durch fast alle Kaufläden, in welchen Stickereien und dergleichen zu haben waren, und endlich gelang es ihr, einen speculativen Geschäftsmann zu finden, der sich dazu verstand, ihr ein Spottgeld für ihre Arbeit zu bezahlen.

Endlich jedoch, als fast gänzliche Entmuthigung sich sowohl der Mutter als der Tochter bemächtigt hatte, brach ein schwacher Sonnenschimmer durch die schwarzen Wolken, welche den Horizont verfinsterten. Es war allerdings im besten Falle blos ein frostiger Aprilschimmer, aber doch war es die Sonne.

Violet befand sich unter der Zahl talentvoller gebildeter Frauen, welche sich in Folge eines Gesuchs meldeten, das in der „Times“ von einer Dame veröffentlicht ward, die eine Lehrerin für ihre jungen Töchter, zwei hübsche, halbgebildete Mädchen von siebzehn und neunzehn Jahren verlangt.

Mrs. Montague Trevor war eine frivole Frau, deren Herz und Verstand ausschließlich durch die Freuden und

Vergnügungen der fashionablen Welt in Anspruch genommen wurden. Sie war eine Schönheit gewesen und hatte ihre kurze Stunde an einem Badeorte zweiten Ranges geblüht, wo sie so glücklich gewesen, sich die Neigung eines populären Juristen zu erwerben, der sich in ihr hübsches Gesicht verliebte und viel zu viel zu thun hatte, um jemals Muße zu der Ueberzeugung zu finden, daß hinter diesem hübschen Gesicht sich ein völlig leerer Kopf barg. Er war deshalb mit seiner Wahl sehr zufrieden gewesen und hatte sich im Laufe der Zeit zu Tode gearbeitet, um der nun verwittweten ehemaligen Schönheit ein hübsches Vermögen zu hinterlassen.

Auf Grund dieses Vermögens und der Berühmtheit ihres Gatten in seinem Fach hatte Mrs. Trevor einen ausgebreiteten Kreis von Bekannten erlangt und unter diesen bewegte sie sich immer noch mit einem gewissen Grad jenes affectirten Wesens, welches sie als neunzehnjährige Schönheit zur Schau getragen.

Sie war überaus eitel und bildete sich ein, jeder Mann, der ihr ein Compliment mache, sei sterblich in sie verliebt. Sie war durchaus nicht abgeneigt, ihre jetzige Freiheit einem neuen Herrn und Meister zu opfern, aber sie wollte einen reichen Mann haben, denn ihre Lebensweise war eine furchtbar kostspielige und trotz ihres bedeutenden Einkommens stak sie fortwährend mehr oder weniger in Schulden. Zum Unglück waren ihre Be-

wunderer, obschon viele an der Zahl, doch größtentheils nicht reich, und die eitle und frivole Arabella seufzte vergebens nach einem Gatten, dessen unerschöpfliche Börse das zur Befriedigung aller ihrer Launen und Grillen erforderliche Geld lieferte.

Diese Dame war es, deren Annonce Violet Westford in der Zeitung sah, und es war in Mrs. Trevor's schön meublirten Besuchszimmern im Regent's Park, wo unsere junge Freundin mit einer Menge anderer Bewerberinnen saß und den verhängnißvollen Augenblick erwartete, wo sie zu der Dame gerufen werden würde, die über ihr Schicksal entscheiden sollte.

Sie wußte, daß die furchtbarste, entsetzlichste Armuth mit schnellen Schritten sich der armseligen Wohnung in Waterloo Road näherte, und sie wünschte innig, ihrer Mutter und ihrem wackern Bruder, auf dessen Stirn sie schon Symptome der Verzweiflung sah, von einigem Nutzen zu sein.

Endlich kam der erwartete Augenblick und eine nett gekleidete Zofe führte Miß Violet in Mrs. Trevors Morgenzimmer oder Boudoir, wie es von der eleganten Arabella selbst genannt ward.

Mrs. Trevor saß zurückgelehnt in einem Sopha, in einem schön befalbelten Mousselin-Negligé mit himmelblauen Schleifen; ihr Haar war à la vièrge arrangirt, in ihrer Hand hielt sie einen kostbaren Fächer und auf ihrem

Schooße ruhte ein winziges, maltesisches Hündchen. Auf einem Tische in der Nähe stand ein Riechfläschchen mit goldenem Pfropf und ein elegantes kleines Meißner Chocolade-Service. Ihre beiden Töchter standen an den Fenstern und schauten müßig in den Park hinaus. Als Violet aufgeregt und unruhig in das Zimmer trat, stieß Mrs. Trevor einen Ruf der Ueberraschung aus.

„Was für ein liebes Antlitz!" rief sie. „Meine gute Theodosia, meine liebe Anastasia, habt Ihr jemals ein sanfteres, hübscheres Gesicht gesehen?"

Violet glaubte nicht im mindesten, daß diese Worte sich auf sie beziehen könnten. Sie stand der auf dem Sopha sitzenden schönen Dame gegenüber und zitterte beinahe vor Angst, denn wiederholte Täuschungen hatten ihr den Muth geraubt und sie hegte eine krankhafte Furcht, sich abermals getäuscht zu sehen.

„Sie haben die Güte gehabt, mich rufen zu lassen, Madame."

„Ja, liebes Kind, ich ließ Sie rufen und ich bin förmlich entzückt von Ihnen. Ich habe es gern, wenn Alles, was mich umgiebt, hübsch aussieht, mein Zimmer, meine Blumen, mein Porzellan — und Sie sind wirklich liebenswürdig. Die Schönheit ist für mich fast eben so nothwendig, wie die Luft, die ich athme, und Sie sind schön. Ich bin überzeugt, daß wir herrlich für einander passen. Was für Subjecte, was für Creaturen, was für

Gorgonen habe ich diesen Morgen sehen müssen, liebes Kind — in der That genug, um einer Person von reizbaren Nerven förmliche Krämpfe zuzuziehen, und ich bin so außerordentlich empfindlich. — Anastasia, liebes Kind, meinst Du nicht, daß eine gewisse Aehnlichkeit zwischen Miß — Miß —"

„Westford, Madame," schaltete Violet ein.

„Zwischen Miß Westford und mir besteht? Um die Nase herum, nicht wahr Anastasia? Miß Westford hat ganz genau jene zarte Form der Nase, welche Dein armer seliger Papa eine vollkommen griechische zu nennen pflegte."

Miß Anastasia nahm sich nicht die Mühe, die Frage ihrer Mutter zu beantworten. Auch war dazu keine Gelegenheit vorhanden, denn die flüchtige Arabella ließ selten Jemandem Zeit, ihre Bemerkungen zu beantworten.

„Ich bin überzeugt, daß Sie für mich passen werden, liebes Kind. Sie singen und spielen natürlich."

„Ja, Madame."

Mrs. Trevor deutete mit ihrer beringten Hand auf ein geöffnetes Piano.

„Lassen Sie mich Sie hören, liebes Kind."

Violet setzte sich und nach einem brillanten Vorspiel, in welchem sie ihre Fertigkeit als Pianistin entwickelte, sang sie eine einfache kleine italienische Barcarole, in

welcher ihr weicher, klarer Mezzosopran vortrefflich zur Geltung kam.

„Allerliebst!“ rief Mrs. Trevor. „Sie zeichnen doch auch und malen in Wasserfarben?“

Violet erröthete, indem sie diese Frage beantwortete, denn sie dachte daran, wie ihr Geliebter, der Maler, ihre Skizzen bewundert und wie sehr ihr Geschmack in seiner Gesellschaft sich veredelt hatte.

Sie öffnete eine kleine Mappe, die sie mitgebracht, und zeigte Mrs. Trevor einige Aquarell-Skizzen.

„Köstlich!“ rief die fashionable Wittwe. „Hier zeigt sich ein Geschmack, eine Leichtigkeit, eine Wärme, eine Atmosphäre, ein Chiare-oscure, welches wirklich bezaubernd ist. Natürlich sprechen Sie auch Französisch, Deutsch und Italienisch, wie dies in meiner Annonce als erforderlich bezeichnet ist?“

Violet antwortete, daß sie mit allen drei Sprachen vertraut sei.

„Und Ihre Referenzen sind auf jeden Fall auch vollkommen genügend, nicht wahr?“

„Ich kann Sie an Mr. Morton, den Geistlichen des Kirchspiels verweisen, bei welchem wir bei Lebzeiten meines guten Vaters wohnten.“

Violet traten die Thränen in die Augen, als sie von der glücklichen Vergangenheit sprach, die zu der Gegenwart einen so grausamen Gegensatz bildete.

„Nichts könnte genügender sein," sagte Mrs. Trevor, als Violet ihr die Adresse des Geistlichen überreichte. „Ich werde noch mit der heutigen Post an diesen Herrn schreiben. Ich kann wohl als ausgemacht annehmen, daß die Antwort eine günstige sein wird, und deshalb können wir sofort unsere Arrangements zum Abschluß bringen. Heute ist Mittwoch. Freitag kann ich die Antwort des Geistlichen haben und Montag früh können Sie Ihre Functionen antreten. Guten Morgen. — Anastasia, liebes Kind, die Klingel!"

Violet erhob sich, zögerte aber noch ein wenig.

„Eine Frage möchte ich mir aber noch erlauben," murmelte sie. „Wie ist es mit dem Salair, Madame?"

„Ja wohl, ja wohl," rief Mrs. Trevor, „wie vergeßlich ich doch bin! Sie werden ein Salair haben wollen, obschon, da dies Ihr erstes Engagement ist, viele Leute sich nicht dazu verstehen würden, Ihnen ein Salair zu geben. Ich gehöre jedoch nicht zu der Zahl dieser engherzigen Personen. Du weißt, Anastasia, daß Dein guter seliger Papa mich zuweilen lächerlich generös zu nennen pflegte. — Das Salair, Miß Westford, wird eine halbe Guinee die Woche betragen!"

Violet hatte weit mehr erwartet, aber Armuth und Mangel stierten ihr in's Gesicht und selbst dieses ärmliche Einkommen war doch etwas.

„Und die Stunden?" fragte sie.

„Die Stunden sind von Neun bis Zwei, so daß Sie dadurch in den Stand gesetzt sind, ganz bequem zu Hause mit Ihrer Familie zu speisen," antwortete Mrs. Trevor mit wohlwollendem Lächeln.

Von Neun bis Zwei, sechs Tage wöchentlich — für eine halbe Guinee! Vier Pence die Stunde war sonach der Werth, der auf Kenntnisse und Kunstfertigkeit gesetzt ward, deren Erwerbung ein kleines Vermögen gekostet hatte.

Violet seufzte, indem sie an ihre kostspieligen Lehrer, an ihre nobel bezahlte Gouvernante und an die Zeit und Mühe dachte, welche sie auf ihre Ausbildung verwendet.

„Die Stellung sagt Ihnen wohl nicht zu?" fragte die sanfte Mrs. Trevor in etwas scharfem Tone.

„O ja, Madame, sie sagt mir zu."

„Und Sie sind mit den Bedingungen einverstanden?"

„Ja, Madame."

„Nun, in diesem Falle werde ich Sie nächsten Montag erwarten. Sie können dann Ihre Functionen beginnen, das heißt natürlich für den Fall, daß die von Ihnen gegebene Referenz ein zufriedenstellendes Resultat liefert."

„In dieser Beziehung hege ich keine Befürchtung, Madame. Guten Morgen!"

Und Violet verließ das kostbar ausgestattete Boudoir verhältnißmäßig glücklich, denn eine halbe Guinee die

Woche war wenigstens eine kleine Hülfe gegen absoluten Mangel.

Eine halbe Guinee die Woche als Salair einer vollendeten Lehrerin! Und dies von Mrs. Montague Trevor, welche kein Bedenken trug, für ein Paar besonders elegante Porzellan-Tassen eine Fünfpfund-Note zu bezahlen.

Als die Thür sich hinter Violet geschlossen hatte, wendete die diplomatische Wittwe sich mit triumphirendem Blick zu ihrer ältesten Tochter.

„Nun, ich glaube, dieses Geschäft habe ich wunderschön besorgt!" rief sie. „Eine halbe Guinee wöchentlich! In der That, meine liebe Anastasia, dieses Mädchen ist wenigstens hundert Guineen das Jahr werth. Bedenke doch das Salair, welches jene ältliche Gorgone mit der blauen Brille die Unverschämtheit hatte, von mir zu verlangen! Dieses Mädchen ist noch einmal so viel werth, als die Gorgone, deren Stimme dem Gekrächz einer Eule glich!"

Die jüngere Miß Trevor, die weder in Bezug auf äußere Erscheinung, noch auf Gemüthsart ihrer Mutter ähnlich war, hob ihre Augen vorwurfsvoll zu dem Gesicht der gefallsüchtigen Wittwe empor.

„Wenn aber diese junge Dame so viel werth ist, ist es dann nicht grausam und beinahe unredlich, ihr so wenig zu bieten, Mama," fragte sie in ernstem Tone.

„Grausam! unredlich!“ rief Mrs. Trevor. „Du bist wirklich mit Blödsinn geschlagen, Kind. Du wirst, so lange Du lebst, nie ein Geschäft machen!“

Zwölftes Capitel.

Mütterliche Kunstgriffe.

Fünf Minuten, ehe die Thurmuhren in der Nachbarschaft an dem bestimmten Montagmorgen Neun schlugen, pochte Violet Westford an die Thür in Regents-Park. Sie ward von einer Dienerin eingelassen, die sie sofort in ein Zimmer hoch oben im Hause führte — ein kaltes, dürftig möblirtes Zimmer, welches eine angenehme Aussicht auf die Hinterseite der Häuser in Albany Street darbot und sehr verschieden war von Mrs. Montague Trevor's mit seidenen Vorhängen geschmücktem Boudoir mit seiner etwas theatralischen Decoration.

Hier begannen Violet's Functionen und dieselben versprachen sehr langweilig zu sein, denn eine ihrer Schülerinnen war träg, schnippisch und unachtsam und die andere von etwas schwerer Fassungsgabe.

Anastasia Trevor war ein talentvolles Mädchen, ihre natürliche Trägheit aber war außerordentlich groß und sie konnte blos bewogen werden, einigen Fleiß auf das Studium der Fertigkeiten zu verwenden, womit sie vor den Augen ihrer Bekannten paradiren konnte.

Theodosia dagegen war weder klug noch talentvoll, wohl aber etwas Besseres, dennn sie war aufrichtig und gewissenhaft. Sie gab sich auch unter der Leitung ihrer neuen Lehrerin die äußerste Mühe.

„Ich befürchte, Sie werden mich sehr dumm finden, Miß Westford," sagte sie; „ich hoffe aber, Sie werden glauben, daß ich mein Bestes thun will."

„Ich bin überzeugt, daß Sie dies thun werden," antwortete Violet freundlich.

Von diesem Augenblick an schien es, als ob eine Freundschaft sich zwischen der Lehrerin und ihrer Schülerin entwickelte.

Theodosia war gewöhnt gewesen, sich von den Lehrern und Lehrerinnen, welche ihre Mutter engagirt, vernachlässigt zu sehen, denn dieselben entdeckten sehr bald, daß die muntere Anastasia der Liebling ihrer Mutter war, und daß die Aufmerksamkeit, die auf sie verwendet ward, besser belohnt werden würde, als wenn man sie der ruhigen Theodosia widmete.

Diese und ihre Mutter standen niemals in gutem Einvernehmen, denn das empfindliche Gefühl des Mädchens für Wahrheit und Ehre ward durch die Handlungsweise ihrer Mutter fortwährend verletzt, und da Theodosia zu aufrichtig war, um ihre Gesinnungen zu verbergen, so entstanden fortwährende Streitigkeiten.

Anastasia dagegen war das treue Seitenstück ihrer

Mutter und beide stimmten bewunderungswürdig mit einander überein, ausgenommen wenn ihre Interessen mit einander in Collision kamen, was gar nicht selten der Fall war.

Tag für Tag mühete Violet sich in dem eintönigen Schulzimmer in Mrs. Trevors Villa. Ihre Pflichten waren außerordentlich anstrengend, aber kein Murren der Klage kam je über ihre Lippen. Wenn der Sonnabend kam, war sie doch im Stande, ihre sauer verdiente halbe Guinee heimzubringen, und dies war schon an und für sich ein Lohn für alle ihre Mühe.

Mittlerweile hatten sich die Dinge für Lionel ein wenig besser gestaltet, denn es war ihm auch gelungen, einige Beschäftigung mit Abschreiben gerichtlicher Documente zu finden. Es war eine sehr sauere Arbeit, die sehr armselig bezahlt ward, um seiner Mutter und Schwester willen aber wäre der junge Mann im Nothfall Gassenkehrer geworden.

Eine Zeit lang gingen die Dinge in der bescheidenen Wohnung ihren leidlichen Gang. Mrs. Westford saß mit unermüdlicher Geduld über ihren Stickrahmen gebückt, Lionel arbeitete lange Stunden an seiner ermüdenden Schreiberei und Violet begab sich täglich nach Mrs. Trevor's Villa. Getröstet durch gegenseitige Liebe und Anhänglichkeit, welche selbst die niedrigste Hütte verschönt,

waren die Wittwe und ihre Kinder daher verhältnißmäßig glücklich.

Diese Zeit des Friedens sollte aber sehr kurz sein. Der Sturm stand nahe bevor und Violet, die sanfte Violet, welche bis die letzten Monate niemals Kummer gekannt, sollte die Erste sein, welche von dem Schlag ereilt ward.

Sie hatte Mrs. Trevor's Töchter seit beinahe sechs Wochen unterrichtet, als eines Tages die Wittwe sie in sehr herablassender Weise zu einer kleinen Abendgesellschaft einladen ließ, welche im Laufe der Woche stattfinden sollte.

Violet nahm natürlich die Einladung an. So peinlich es ihr auch sein mochte, wieder unter sorglosen, glücklichen Menschen zu erscheinen, so fürchtete sie doch, durch eine Weigerung ihre Gönnerin zu beleidigen. Sie wußte recht wohl, daß sie zu dieser Gesellschaft blos eingeladen ward, um die Kunstfertigkeiten ihrer Schülerinnen an's Licht stellen zu helfen, und daß jede Weigerung von ihrer Seite unvermeidlich gerügt werden würde.

Anastasia sang einige Compositionen von Rossini und Verdi ganz vorzüglich und Violet war nöthig, um sie auf dem Piano zu begleiten. Theodosia hatte eine schöne Altstimme und sang einfache Balladen mit vielem Ausdruck, aber es war die Frage, ob ihr erlaubt werden würde, vor der Gesellschaft zu singen.

Mrs. Trevor sah es nicht gern, wenn ihre jüngere

Tochter bewundert ward. Sie war eifersüchtig auf jedes Lob, welches nicht ihr oder ihrer geliebten Anastasia galt. Violet hatte sich aber vorgenommen, daß Theodosia womöglich im Laufe des Abends eins ihrer einfachen Lieder singen solle. Sie hatte sich mit der Stimme ihrer jüngeren Schülerin viel Mühe gegeben, und es lag ihr daran, Mrs. Trevor zu zeigen, welche rasche Fortschritte Theodosia gemacht. Es war nicht Stolz auf ihre eigene Lehrmethode, was Violet diesen Wunsch einflößte, sondern der Grund lag vielmehr darin, daß sie wirkliche Anhänglichkeit zu ihrer Schülerin gefaßt hatte.

Mit Anastasia war es etwas ganz Anderes. Diese junge Dame war entschlossen, ihre Kunstfertigkeit so viel als möglich zu entfalten und besaß dabei vollkommenes Selbstvertrauen.

Der verhängnißvolle Abend kam. Violet war sehr einfach in tiefe Trauer gekleidet. Ihr schönes Gesicht und ihr goldenes Haar ward durch die dunkle Tracht hervorgehoben und sie sah ungemein lieblich aus. Anastasia Trevor freute sich keineswegs, die Aufmerksamkeit zu sehen, welche die Lehrerin erweckte, indem sie schüchtern und ruhig sich durchzudrängen suchte, um zu der Dame des Hauses zu gelangen.

Anastasia gehörte zu der Categorie „flotter" junger Damen und sie hatte Violet seither mit einem gewissen

Grad wohlwollenden Mitleids und als ein Wesen betrachtet, dem es an „Comment" und „Styl" gänzlich fehle.

Eine Rolle zu spielen, war der innigste Wunsch, welcher in Anastasia's Herzen lebte. Sie studirte das Hofjournal und die Pariser Modeblätter. Sie bildete sich und kleidete sich nach dem Modell der neuesten Berühmtheiten in der feinen Welt und scheute sich sogar nicht, irgend eine pikante Excentricität von einer hervorragenden Tonangeberin der Demi-monde zu entlehnen.

Heute Abend hatte sie sich mit ihrem Costüm mehr als gewöhnliche Mühe gegeben und sich, während sie dies that, laut über die Extravaganz und den Egoismus ihrer Mutter beklagt, welche sich ihr eigenes Costüm bei einer Pariser Kleidermacherin in Wigmore Street bestellt hatte, während sie erwartete, daß ihre Töchter sich mit den Leistungen einer jungen geschickten Person in Somerstown begnügten.

„Ich hasse weißen Tarlatan!" rief Anastasia, indem sie vor dem Stellspiegel ihrer Mutter stand und die letzte Hand an ihre Toilette legte. „Mama kann gut mädchenhafter Eleganz und Einfachheit Gesetze vorschreiben, während sie selbst zwanzig Guineen für ein Moiréekleid giebt und Spitzen trägt, die Hunderte werth sind, um ja ihre eigene Person auf das Vortheilhafteste auszustatten."

Die junge Dame betrachtete mit sehr unzufriedenem Blick die luftigen Puffen ihres Kleides, welches über und

über mit bethaueten Rosenknospen bestreuet war und der brünetten Schönheit sehr gut stand, aber keineswegs das Costüm war, welches sie gewählt haben würde, wenn ihr erlaubt gewesen wäre, Madame Forchère von Wigmor Street zu Rathe zu ziehen. Auch ward ihre Laune keine bessere, als sie die Blicke bewundernder Ueberraschung sah, welche Violet Westford begrüßten, als diese sich durch das gedrängt volle Zimmer den Weg bahnte.

Mrs. Montague Trevor's Salons strahlten im Glanze von hundert Wachskerzen. Die elegante Wittwe gestattete dem gemeinen, gewöhnlichen Gast keinen Zutritt in ihre Gemächer und dieselben wurden daher ausschließlich durch Wachskerzen auf Arm- und Wandleuchtern von Crystall und mattem Gold erhellt.

Die Zimmer waren, als Violet kam, schon zum Ersticken voll. Wenn Mrs. Trevor davon sprach, eine „kleine" Abendgesellschaft zu geben, so wußten ihre Freunde allemal sehr wohl, daß ihre Zimmer und ihre Treppe wimmeln würde von der Menge, die sich in der Villa zusammenfand, und daß das elegante Souper eine Art Lotterie sein würde, bei welcher Mancher mit einer Niete abziehen mußte.

Ein solcher Augenblick wie dieser war der Stolz und die Wonne von Mrs. Trevor's Leben. Strahlend in einer Schleppe von rosenfarbenem Moiré, deren raschelnde Falten

mit Falbeln von Pointspitzen fast bedeckt waren, lächelte die schöne Wittwe ihre Gäste an.

Sie wußte, daß unter denselben sich mehrere Männer befanden, die in Bezug auf eine Heirath wählbar erschienen, und zwei von diesen hatte sie im Voraus als ihre wahrscheinlichen Opfer bezeichnet.

Der eine davon war Rupert Godwin, der Banquier, welchen Mrs. Trevor für sich selbst zu angeln gedachte.

Sie war mit bei einer Gartenfête in Wilmingdon Hall gewesen und der Glanz dieses alten Schlosses und seiner Umgebung hatte eben so, wie die verschwenderische Pracht der Einrichtung, einen sehr angenehmen Eindruck auf sie gemacht.

Der Andere war Sir Harold Ivry, der reiche Nachkomme einer Familie von Eisengießern, ein junger Mann, der eine Million besaß, und den die Wittwe für ihre Lieblingstochter kapern zu können meinte. Anastasia war schön und fein gebildet, Sir Harold war jung und unabhängig. Warum sollte nicht eine Heirath zwischen ihnen zu Stande gebracht werden können?

So dachte Mrs. Trevor und sie betrachtete den reichen Sprößling des Eisengießers von Birmingham mit ganz besonders günstigen Augen.

Die manövrirende Mutter und für ihre eigene Rechnung nach einem Manne angelnde Wittwe hatte an diesem

Abend eine schwierige Rolle zu spielen, sie bewies aber, daß sie der Situation gewachsen war.

Während sie mit dem wählbaren Banquier eine sentimentale Liebelei unterhielt, wußte sie zugleich ein wachsames Auge auf Anastasia und den jungen Baronet zu heften.

Unbeschreiblich war daher ihr Aerger, als sie sah, daß Sir Harold ihrer Tochter sehr geringe Aufmerksamkeit schenkte und vielmehr ganz besonders von der schönen, aber gedankenvoll blickenden Gouvernante angezogen zu werden schien, deren Trauerkleider und liebliches Antlitz sie unter dieser bunt costümirten Menge leicht bemerkbar machten. Mrs. Trevor biß sich vor unterdrückter Wuth auf die Lippen, während sie zugleich Rupert Godwin ihr bezauberndes Lächeln zu schenken schien.

„Es ist zu toll," dachte sie, indem sie verstohlen die bewundernden Blicke beobachtete, welche Sir Harold auf der Gouvernante ruhen ließ. „Ich hatte ganz vergessen, daß diese Creatur wirklich auffallend hübsch ist. Diese Trauerkleidung steht ihrem nichtssagenden Gesicht zufällig sehr gut, und sie hat dieselbe natürlich mit Fleiß angelegt, um Aufmerksamkeit zu erwecken. Welch' eine Thörin war ich, dieser schlauen Dirne zu erlauben, sich heute Abend unter uns zu zeigen. Ich bedachte aber blos, wie nützlich sie für Anastasia sein würde, welche, wenn sie sich selbst begleitet, beim Singen niemals richtig Takt hält."

Während Mrs. Montague Trevor alle diese geheimen Qualen erduldete, war die arme Violet Westford der bewundernden Blicke des Baronets sich vollkommen unbewußt. Sie hatte sich in den ruhigsten Winkel der hinteren Salons, in eine geschützte Ecke, zwischen dem Flügel und einer Etagère mit Treibhausblumen gesetzt und wartete geduldig, bis ihre Dienste verlangt werden würden.

Sir Harold hatte sich ihr genähert und einen Versuch gemacht, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, indem er natürlich mit einigen abgenutzten Bemerkungen über das Wetter begann. Ihre kurzen und schüchternen Antworten gaben ihm jedoch nur wenig Ermuthigung.

Violet Westford konnte sich unmöglich wohl fühlen in dieser zahlreichen Versammlung, wo sie instinctartig fühlte, daß man auf sie als auf eine arme, abhängige Person, eine wohl erzogene, fein gebildete Sclavin herabblickte, von deren Gegenwart nicht eher Notiz genommen ward, als in dem Augenblicke, wo man ihrer Dienste bedurfte. Sie konnte nicht umhin, mit Wehmuth an die letzte Gesellschaft zu denken, welcher sie anderwärts beigewohnt — einem Teppichtanz in dem Hause einiger alten Freunde in Hampshire, die in gesellschaftlicher Beziehung bedeutend höher standen, als Mrs. Trevor. Sie erinnerte sich der Aufmerksamkeit, der Lobsprüche, der Güte, womit man sie überhäuft, und nun saß sie allein unter einer

Menge, in welcher sie kein einziges bekanntes Gesicht außer denen ihrer Arbeitgeberin und ihrer beiden Schülerinnen sah.

Endlich kam für die manövrirende Mutter und ihre Lieblingstochter der verhängnißvolle Augenblick des Abends.

Violet nahm ihren Platz am Piano ein und Anastasia schickte sich an, eine italienische Bravour-Arie zu beginnen.

Sie warf einen triumphirenden Blick im Salon umher. Sie war die Heldin des Augenblicks und sie wußte, daß sie sehr schön aussah.

Sir Harold stand in der Nähe des Pianos und beobachtete sie mit einem gedankenvollen Ausdruck seines offenen, redlichen Auges.

Anastasia glaubte, dieser gedankenvolle Blick könne kein anderer als ein bewundernder sein, aber sie kannte Sir Harold Ivri nicht. Dieser war ein sehr eigenthümlicher junger Mann, von Natur zurückhaltend und nicht gewohnt, seine wirklichen Gefühle zur Schau zu tragen.

Ein Murmeln der Bewunderung durchlief die gedrängt vollen Salons, als Violet die Introduction zu Ende spielte, so markig und voll war ihr Anschlag und correct ihr Ausdruck, und nun begann Anastasia ihre Scene und Arie. Ihre Stimme war ein von Natur sehr brillanter und fein geschulter Sopran; obschon sie

aber sehr gut sang, so fehlte doch der Zauber des Gefühls, und ihr Gesang erschien daher kalt und farblos.

Mrs. Trevor hatte in dem vorderen Salon gesessen und mit dem Banquier gesprochen. Sie erhob sich jedoch, als Anastasia's Stimme sich vernehmen ließ.

„Sie müssen meine Tochter singen hören, Mr. Godwin,“ sagte sie, „ich glaube, Sie werden anerkennen, daß sie eine schöne Stimme und vollkommene Schule hat.“

Mit diesen Worten führte sie Rupert Godwin nach der Thüröffnung zwischen den beiden Salons. Die Flügelthüren waren ausgehoben und nur Vorhänge von den luftigsten Spitzen theilten die beiden Räume.

Mrs. Trevor und der Banquier standen hier zwischen den herabfallenden Festons.

Das Instrument stand am anderen Ende des Zimmers und die Gesichter der Sängerin und der begleitenden Pianistin waren der Thüroffnung zugekehrt.

Rupert Godwin's Wange ward bleicher als gewöhnlich, als er das gedankenvolle Gesicht der jungen Gouvernante sah. Bei dem ersten Anblick dieser schönen, aber melancholischen Züge zuckte er zusammen, diese Geberde der Ueberraschung war aber eine so leichte, daß sie der Aufmerksamkeit Mrs. Trevor's entging, welche mit bewundernden Blick ihre schöne Tochter betrachtete.

„Wer ist diese junge Dame?“ flüsterte der Banquier,

„die junge Dame am Piano? — die junge Dame in tiefer Trauer?“

Er that diese Fragen mit einer Begier, welche Mrs. Trevor stutzig machte, denn sie fühlte sich durch diesen Mangel an Aufmerksamkeit auf den Gesang ihrer Tochter nicht wenig beleidigt.

„Die junge Dame, welche Ihre Aufmerksamkeit so vollständig in Anspruch nimmt, Sir, ist die Lehrerin meiner Töchter,“ antwortete die Wittwe in ziemlich kurzem Tone.

„Und ihr Name?“ fragte der Banquier weiter.

„Ihr Name ist Westford — Violet Westford. Sie trauert um ihren Vater, einen Kauffahrer-Capitain, der zur See umgekommen ist.“

Ein leichter Schauer durchrieselte Rupert Godwin's Körper, ging aber so schnell vorüber, wie der Lufthauch, der die Blätter des Waldes an einem ruhigen Sommertage bewegt.

Dann runzelte sich seine Stirn.

„Kein Kind von Clara Westford soll Erfolg haben, wenn ich die Macht habe, es zu hindern. Wenn ich Groll hege, so gilt es einen Kampf auf Tod und Leben.“

So dachte Mr. Godwin, während er das schöne Gesicht des Mädchens am Piano mit seltsamem, drohendem Blick betrachtete.

„Westford!“ rief er. „Also die Lehrerin Ihrer Töchter

ist die Tochter des Capitains Westford? Das thut mir leid."

„Warum?" fragte Mrs. Trevor mit unruhigem Blick.

„Weil ich mich für Ihr und Ihrer Töchter Glück und Wohlergehen aufrichtig interessire, meine werthe Mrs. Trevor. Es thut mir leid, daß die Ausbildung dieser liebenswürdigen Mädchen der Tochter der Mrs. Westford anvertraut ist."

Alles dies war in dem einschmeichelndsten Tone gesagt. Mr. Godwin konnte, wenn er es für gemessen hielt, wie der beste und wohlwollendste Mensch erscheinen.

„Sie erschrecken mich!" rief Mrs. Trevor. „Was meinen Sie? Ich habe von Miß Westford nur das Beste gehört, ich bitte, erklären Sie sich deutlicher."

„Jetzt nicht; es sind Personen in der Nähe, die unser Gespräch hören könnten, morgen, meine werthe Mrs. Trevor, oder auch heute Abend noch, wenn ich Gelegenheit finde, will ich mich ausführlicher erklären."

Anastasia's italienische Arie schloß mit einer brillanten Cadenz, worauf die Gäste ihrer Mutter in die gewöhnliche Extase geriethen. Und dennoch waren nur sehr wenige Personen zugegen, welche die brillante italienische Musik gern anderwärts als in der Oper hörten.

Jemand forderte Theodosia auf, ebenfalls zu singen.

Sie würde sich geweigert haben; ehe sie dies aber noch thun konnte, flüsterte Violet ihr zu:

„Singen Sie, singen Sie, liebe Theodosia. Thun Sie es mir zu Liebe.“

Und im nächsten Augenblicke flogen die geschmeidigen Finger über die Tasten und spielten die brillante Einleitung zu einer alten englischen Romanze.

Theodosia hing mit großer Liebe an ihrer neuen Freundin. Sie näherte sich deshalb dem Piano, entschlossen, ihr Bestes zu thun, wie peinlich die Aufgabe ihr auch sein mochte.

„Mein Himmel!“ rief Mrs. Trevor, „kann ich meinen Augen trauen? Theodosia will singen? Sie hat wohl eine hübsche Stimme, das arme Kind — aber keine Schule, durchaus keine Schule.“

Nichts konnte verächtlicher sein, als der Ton, in welchem die Mutter dies sagte. Sie wünschte nicht, daß Theodosia eine Aufmerksamkeit erweckte, welche sie lieber Anastasia zugewendet sehen wollte.

Die ersten Töne der vollen Altstimme waren leise und zitterten, gleich darauf aber schwollen sie mächtig an. Das Lied war ein sehr einfaches — eine alte bekannte Romanze unter dem Titel „Der alte Robin Gray,“ ehe aber noch Theodosia mit dem letzten Vers zu Ende war, standen vielen Zuhörern die Thränen in den Augen.

Anastasia's kurzer Triumph ward dadurch vollständig

verdunkelt. Das Lob, welches man ihr gespendet, hatte kalt und erkünstelt geklungen im Vergleich zu dem, mit welchem man jetzt ihre Schwester überhäufte. Das eitle Mädchen konnte ihren Aerger kaum bergen und ihre Mutter schien fast ebenso unangenehm berührt zu sein.

„Es wäre mir lieb gewesen, wenn Sie mich erst um meine Erlaubniß gefragt hätten, ehe Sie Theodosia gestatteten, zu singen, Miß Westford," sagte sie in ihrem schärfsten Tone zu Violet. „Ich halte sie für noch zu jung, um mit ihren Leistuugen vor einer größeren Gesellschaft aufzutreten, und jene altmodische Romanze paßt besser in eine Kinderstube, als in einen Salon."

Sir Harold Jvry hörte diese Worte und entgegnete in eifrigem Tone:

„Bitte, sagen Sie das nicht, meine werthe Mrs. Trevor! Der Gesang Ihrer jüngsten Tochter hat unsern Augen Thränen entlockt und uns vergessen gemacht, was für verstockte weltlich gesinnte Geschöpfe wir sind."

Er warf, indem er dies sagte, einen bewundernden Blick auf Theodosia, im nächsten Augenblick aber schweiften seine Augen nach dem schönen Gesicht der Pianistin und zwar mit noch bewundernderem Ausdruck.

„Ich bin überzeugt, daß Miß Theodosia Trevor ihrer Lehrerin viel zu verdanken hat," sagte er und setzte dann in gedämpftem Tone zu Violet hinzu: bitte, lassen Sie uns auch Sie singen hören!"

Mrs. Trevor's Stirn verfinsterte sich, sie konnte sich aber nicht den Wünschen des Baronets widersetzen, der in diesem Hause eine privilegirte Persönlichkeit war.

„Wollen Sie ihr nicht zureden, Mrs. Trevor?" sagte er. „Ich fühle, daß meine Bitten vergeblich sein werden. Bitte, ersuchen Sie Miß Westford, zu singen."

Die Wittwe fügte sich und nahm ihre ganze gewohnte Freundlichkeit des Benehmens an, indem sie Violet aufforderte, dem Wunsche des Baronets Folge zu leisten.

Die arme Violet war viel zu einfach, als daß sie den plötzlichen Zorn hätte verstehen sollen, der in Mrs. Trevor's Brust tobte. Sie war frei von aller Affection und verstand sich daher sofort, als sie aufgefordert ward, dazu, zu singen.

Sie sang eine von Thomas Moore's reizendsten und innigst empfundenen Balladen: „Oft in der stillen Nacht," und wieder waren die Augen fast aller Zuhörer thränenfeucht.

Ihr eigenes Auge ward naß, als sie daran dachte, wie oft sie dieses Lied in ihrer glücklichen Heimath, in der angenehmen Sommerdämmerung, oder an Winterabenden gesungen, wenn ihr Vater da war, um zu hören und zu bewundern.

Sir Harold Ivry sah diese dunkelblauen Augen sich mit Thränen füllen, und er sah auch, daß Violet nur mit gewaltiger Anstrengung ihre Bewegung bemeistern konnte.

Als der Gesang zu Ende war, neigte er sich über ihren Stuhl, um ihr zu danken.

„Ich fürchte aber, daß diese Ballade wehmüthige Erinnerungen in Ihnen erweckt hat," setzte er in leiserem Tone hinzu.

„Ja, das ist allerdings der Fall. Ich dachte dabei an den theuren Vater, den ich verloren, und an die Heimath, die ich verlassen."

„Dann tragen Sie also diese Trauer um Ihren Vater. O verzeihen Sie, wenn ich neugierig erscheine. Ich interessire mich so innig für Alles, was Sie angeht."

Mit dem Ausdruck unschuldiger Ueberraschung blickte Violet zu dem Baronet auf. Sie war von aller Eitelkeit völlig frei und konnte sich nicht denken, warum Sir Harold sich für sie interessire.

„Ja," antwortete sie traurig, „ich trauere um meinen Vater — den besten Vater, der je das Leben seiner Kinder beglückt hat."

Weiter ward nichts gesprochen, denn Anastasia stand im Begriff, wieder zu singen und Violet mußte wieder an das Piano.

Eine halbe Stunde später begann die Gesellschaft dünn zu werden und Violet erhielt Erlaubniß, sich zu entfernen.

Es war schon zwei Uhr vorbei, denn Mrs. Trevors

kleine Gesellschaft hatte erst um elf Uhr begonnen, und das arme Mädchen wünschte in die armselige Wohnung zurückzukehren, wo ihre Mutter ohne Zweifel noch wach war, um sie zu erwarten.

Violet bemerkte eine eigenthümliche Steifheit in Mrs. Trevors Wesen, als diese Dame ihr gute Nacht wünschte; sie war aber zu müde, um sich über dieses veränderte Wesen auch nur zu wundern. Sie verließ daher das Zimmer sehr ruhig und ging hinunter in die Halle, wo sie ihren Mantel und Hut in der Verwahrung eines der Diener gelassen. Sie hatte die Ausgabe für eine Droschke sparen wollen; denn dieser, wenn auch nur plebejische Luxus würde ihr die Hälfte ihres Salairs für eine Woche gekostet haben. Sie hatte daher vorgezogen, ihre einfache Abendtoilette unter einem schweren, schwarzen Mantel zu verbergen und den Weg nach der Villa zu Fuße zurückzulegen.

Eben hatte sie ihren Hut aufgesetzt und den Mantel angelegt, als ein leichter Tritt sich auf der Treppe vernehmen ließ, und einen Augenblick später stand Sir Harold Irry vor ihr.

„Ich hoffe, Sie werden mir erlauben, Sie nach Hause zu geleiten, Miß Westford," sagte er in ehrerbietigem Tone. „Ich weiß, daß Sie allein hier sind, und es wird mir großes Vergnügen machen, Sie wohlbehalten nach Ihrer Wohnung zu bringen."

Violet erröthete, denn in den glücklichen Tagen der Vergangenheit war sie daran gewöhnt gewesen, nach einer Gesellschaft oder nach einem Ball nach ihrem Wagen geleitet zu werden.

Sie konnte nicht umhin, einen gewissen Anflug von Scham — von falscher Scham, wenn man will — zu fühlen; nach diesem einen Augenblick der Verlegenheit aber antwortete sie muthig:

„Sie sind sehr freundlich, Sir Harold; ich stehe aber im Begriff, zu Fuße nach Hause zu gehen und ich glaube, mein Bruder wird draußen auf mich warten, um mich zu begleiten."

„Ihr Bruder!" rief der Baronet, der nicht im Stande war, seine Enttäuschung zu verhehlen. „In diesem Falle muß ich Sie ihm überlassen, der ohne Zweifel das begründetste Recht, Sie unter seinen Schutz zu nehmen. Wenigstens aber werden Sie mir erlauben, Sie zu Ihrem Bruder zu führen."

Er bot, indem er dies sagte, Violet den Arm und sie fühlte, daß sie sich nicht weigern konnte, denselben zu nehmen.

Sir Harold escortirte sie nicht sehr weit, denn Lionel wartete am Ende der Terrasse und der Baronet sah sich gezwungen, ihm seine Schutzbefohlene zu übergeben.

Wir hören und lesen oft von Liebe auf den ersten

Blick und Sir Harold Ivry schien in der That diesem plötzlichem Fieber zum Opfer gefallen zu sein.

Violet konnte nicht weniger thun, als ihn ihrem Bruder vorstellen, und eine kleine Strecke gingen alle Drei miteinander weiter, während Sir Harold sein Möglichstes that, um sich Lionel angenehm zu machen.

Es war eine schöne Sommernacht und der Vollmond stand hoch am wolkenlosen Himmel. Selbst London, sonst so dumpf prosaisch, sieht romantisch aus, wenn man es von diesem reichen Silberlicht überfluthet sieht.

Als Violet aber ihren Bruder ansah, ging ihr ein Stich durchs Herz, indem sie seine abgetragene Kleidung mit dem Costüm des reichen, vornehmen Baronets verglich. Lionel bewahrte immer noch die Haltung eines jungen Mannes von Bildung, aber dennoch trug er schon das furchtbare Gepräge der Armuth und Violet dachte mit Schmerz an den fröhlichen flotten Studenten, dem das Leben ein einziger langer Sommertag gewesen, ohne härtere Arbeit, als das Studium einer dunklen Stelle im Euripides oder eine Woche Uebung zu dem nächsten Bootwettfahren.

Es schien, als wäre dieser Gang im Mondschein durch die Straßen Londons für Sir Harold ein außerordentliches Vergnügen, denn er ging immer weiter mit, immer weiter, bis sie in die Nähe der Waterloo-Brücke kamen, wo er stehen blieb, um gute Nacht zu sagen, denn er

fühlte, daß seine Begleiter nicht wünschen würden, ihn den bescheidenen Stadttheil wissen zu lassen, in welchem sie wohnten.

Er hatte genug gesehen, um zu verstehen, daß Violet und ihr Bruder aus Wohlstand in Armuth gerathen waren, in Armuth von der empfindlichsten und bittersten Art, in die Armuth, die sich hinter die Maske eines erheuchelten Wohlstandes verbirgt.

Er zögerte, indem er Violet gute Nacht wünschte. Es schien, als könnte er sich kaum von ihr losreißen.

„Niemals werde ich Ihren Gesang vergessen," sagte er. „Er tönt noch jetzt in meinen Ohren. Niemals werde ich ihn vergessen, doch hoffe ich, Sie bald wiederzuhören."

Und dann sah er sich genöthigt, doch gute Nacht zu sagen, denn Lionel Westford's Benehmen wies jede vertraute Annäherung zurück. Die Armuth hatte den jungen Mann stolz gemacht. Er, dem der Stolz früher ein unbekanntes Gefühl gewesen, war in seinem Benehmen gegen Fremde fast hochfahrend.

„Wie lieblich ist sie!" dachte Sir Harold, indem er durch die mondhellen Straßen nach seiner Wohnung in Albany ging. „Wie lieblich ist sie. Und welch' feiner Ton und Tact giebt sich in allen ihren Worten und Geberden kund! Wenn man bedenkt, daß ein solches Wesen arm und genöthigt ist, um 3 Uhr des Morgens zu Fuße

durch die Straßen zu wandeln, ihren Mantel am Fuße einer Treppe umzuwerfen, wo ein halbes Dutzend grinsende Lakaien ihr zugaffen! Es ist erbärmlich, es ist eine Schmach."

Dann nach einer Pause murmelte der Baronet: „Während ich so reich bin, während ich Tausende müßig bei meinem Banquier und eine halbe Million in Staatspapieren liegen habe. Ich werde aber morgen wieder zu Mrs. Trevor gehen und von ihr Miß Westford's Adresse zu erfahren wissen. Ich will ihr anonym eine Summe von tausend Pfund zusenden. Ich will etwas thun, gleichviel wie verzweifelt es sein mag, selbst auf die Gefahr hin, als ein zudringlicher Geck von ihrem Bruder hinausgeworfen zu werden, der so kalt und so stolz zurückhaltend dastand, als er mir gute Nacht sagte."

Dreizehntes Capitel.

Die Prüfung einer Tochter.

So spät es auch war, als Violet nach Mrs. Trevor's Gesellschaft nach Hause kam, so wußte sie doch, daß sie am nächstfolgenden Morgen pünktlich wieder bei ihren Schülerinnen sein mußte. Um acht Uhr wandelte sie daher wieder westwärts, nachdem sie zu Hause ihr dürftiges Frühstück eingenommen. Nie war ihr in Mrs. Trevor's Hause eine Erfrischung angeboten worden, denn die Wittwe verstand einen guten Handel auch bestens aus-

zunutzen, und so freigebig sie auch mit schönen Worten und eleganten Complimenten war, so würde sie doch ihrer angestrengt arbeitenden Sclavin eine Tasse Thee oder ein Glas ordinairen Wein mißgönnt haben.

Es schlug gerade neun, als Violet eingelassen ward.

Sie stand im Begriff, sich sofort nach der, nach dem Unterrichtszimmer hinaufführenden Hintertreppe zu begeben, als der Hausdiener ihr den Weg vertrat.

„Meine Herrin wünscht Sie in ihrem Boudoir zu sprechen," sagt er mit der kaltblütigen Unverschämtheit, womit ein gut bezahlter Lakai mit einer schlecht bezahlten Lehrerin zu sprechen pflegt. „Die Sache ist sehr wichtig und Sie sollen sogleich kommen."

Violet ward durch diesen Ruf nicht wenig überrascht, denn Mrs. Trevor stand selten eher, als gegen Mittag auf, wo sie dann ihre Chocolade zu schlürfen und einen Roman zu lesen pflegte, bis es Zeit war, eine Reihe von fashionablen Besuchen zu machen. Obschon Violet sich, wie gesagt, über diesen unerwarteten Ruf wunderte, so fürchtete sie doch keineswegs, daß sie bei dieser bevorstehenden Unterredung etwas Unangenehmes zu hören bekommen würde.

Noch nie hatte sie einnehmender und schöner ausgesehen, als sie jetzt vor Mrs. Trevor erschien, die nicht lang aus ihrem Bett aufgestanden war und, nachläßig in ein weites Morgengewand gehüllt, an einem wohlbesetzten

Frühstückstische saß. Die Wittwe des berühmten Juristen hatte sich von ihrem Gatten die Geschmacksrichtungen eines vollendeten Gourmands angewöhnt und stand, als Miß Westford in's Zimmer trat, eben im Begriff, aus einer Pastete die leckersten Bissen für sich herauszuschneiden.

Ihre Lieblingstochter Anastasia saß an der andern Seite des Tisches, und eine finstere Miene entstellte das schöne Gesicht der jungen Dame.

Sie hatte den Eindruck bemerkt, welchen Violet Westford auf Sir Harold Ivry gemacht, und sie fühlte einen gewissen Grad von Haß gegen die Unschuldige, deren Reize die ihrigen in den Schatten gestellt.

Violet sah auf den ersten Blick, daß etwas geschehen sei, was ihre Stellung in der Meinung der Wittwe und ihrer Tochter verändert hatte; da ihr Gewissen sie aber von aller Schuld freisprach, so begegnete sie den veränderten Mienen der beiden Damen mit freimüthigem, offenem Gesicht.

„Miß Westford!" rief Mrs. Trevor in der affectirten, hochtrabenden Weise, die ihr eigenthümlich war, „als Sie zuerst dieses Zimmer betraten, hatten Sie es mit einer Frau zu thun, welche arglos und vertrauensvoll ist, wie ein Kind. Ich sah Sie und Sie gefielen mir. Sie sind schön und ich bin ein feinfühlendes Wesen, dem die Nähe schöner Geschöpfe fast Bedürfniß ist. Sie suchten in mei-

nen Dienst zu treten. Ich nahm Ihr Anerbieten mit Vertrauen an, ich gestattete Ihnen Zutritt in mein Haus, ich übertrug Ihnen die Ausbildung meiner unschuldigen Töchter, und nun — nun, wo ich mich in Schlaf gelullt und an Ihre Wahrheit und Reinheit geglaubt, finde ich, daß ich eine Natter an meinem Busen genährt habe."

Violet fuhr zusammen und ward todtenbleich. Noch nie zuvor hatte Capitain Westford's Tochter gewußt, was es heißt, eine Beleidigung zu empfangen.

„Madame!" rief sie mit einem plötzlich erwachenden Stolz, der zu ihrer gewöhnlichen Sanftmuth seltsam contrastirte, „Sie irren sich in der Person, welche Sie auf diese außerordentliche Weise anreden."

„Ich wünsche selbst, daß dies der Fall wäre," antwortete Mrs. Trevor, indem sie feierlich den Kopf schüttelte. „Ich wünschte in der That, daß ich mich irrte und daß ich aus einer Täuschung erwachen könnte, um Sie meines Vertrauens würdig zu finden."

„Aber auf welche Weise hätte ich mich dieses Vertrauens unwürdig gemacht, Madame?" fragte Violet in demselben stolzen, furchtlosen Tone wie vorher.

„O Miß Westford!" rief die Wittwe, indem sie ihr mit Spitzen besetztes Tuch an die Augen hob und that, als ob sie ihre Thränen kaum unterdrücken könnte, „es ist ein sehr trauriger Fall, ein sehr peinlicher Fall. Nicht gegen Sie selbst habe ich etwas zu erinnern — aus-

genommen, daß Sie mir die Wahrheit verschwiegen haben."

„Ich hätte Ihnen die Wahrheit verschwiegen, Madame?" rief Violet. „Welche Wahrheit hätte ich Ihnen denn verschwiegen?"

„Sie haben sich unter falschen Vorspiegelungen in mein Haus eingeschlichen. Sie haben mir den Ruf Ihrer — Ihrer unglücklichen Mutter verschwiegen."

Hier that Mrs. Trevor, als ob sie von ihrer Gemüthsbewegung beinahe überwältigt würde.

„Den Ruf meiner Mutter?" rief Violet.

„Was sollte ich Ihnen denn von ihr sagen, Madame? Was sollte ich Ihnen weiter von ihr sagen, als daß sie die beste und theuerste aller Mütter ist und daß ich sie mehr liebe, als mein Leben?"

„Unglückliches Mädchen! Wollen Sie behaupten, Sie hätten keine Kenntniß von dem Rufe, in welchem Ihre Mutter vor ihrer Vermählung mit Ihrem Vater gestanden?"

„Keine Kenntniß, Madame? Was sollte ich von meiner guten Mutter wissen?" Wer wagt es, ihren Namen auch nur durch ein Flüstern zu besudeln?"

„Ein Mann, der sie nur zu genau kennt," antwortete Mrs. Trevor. „Ach, armes Kind, ich beginne wirklich zu glauben, daß die Wahrheit Ihnen nicht bekannt ist.

Gleichwohl aber müssen Sie doch den Namen kennen, den Ihre Mutter vor ihrer Verheirathung geführt hat?"

Eine dunkle Röthe überzog plötzlich Violet's bleiche Wangen. Eine schattenhafte, gestaltlose, aber entsetzliche tödtliche Furcht bemächtigte sich ihrer auf einen Augenblick.

Den Familiennamen ihrer Mutter hatte sie niemals nennen hören. Ja, mehr als dies, sie entsann sich, daß sie von ihr niemals eine Anspielung auf irgend einen Gegenstand in ihrem Jugendleben vernommen hatte. Ein dunkler geheimnißvoller Schleier hatte stets diesen Theil von Mrs. Westford's Existenz zu verhüllen geschienen.

Die Liebe der Tochter war aber stärker als das niedrige Gefühl von Argwohn, dieses giftigen verderblichen Gewächses, welches zu Zeiten selbst das reinste und treueste Herz umrankt.

„Ich lege mein Amt als Lehrerin in Ihrem Hause von diesem Augenblick an nieder, Mrs. Trevor," rief Violet entrüstet. „Wenn irgend Jemand gewagt hat, meine Mutter Ihnen gegenüber zu verleumden, so erkläre ich diesen Menschen für den schlechtesten und verworfensten, den es geben kann. Mag dem aber sein, wie ihm wolle, so will ich keine Stunde länger in einem Hause verweilen, wo der Name meiner Mutter durch Argwohn beschmutzt worden ist.

„Der Mann, der mir die traurige Geschichte — ach,

nicht blos eine traurige, sondern auch eine schmachvolle Geschichte ist es — der Mann, sage ich, der mir die Geschichte Ihrer Mutter erzählte, steht viel zu hoch, als daß er sich zur Verbreitung einer müßigen Verleumdung hergeben könnte. „Er sprach von Thatsachen — von Thatsachen, in Bezug auf welche ich hoffte, daß Sie dieselben widerlegen können würden. Sie können dies aber nicht. Sie können mir nicht einmal den Familiennamen Ihrer Mutter sagen. Ich aber kann Ihnen diesen Namen nennen, Miß Westford. Der Name Ihrer Mutter war Ponsonby und sie ward von ihrem Vater Sir Ponsonby verstoßen, nachdem sie ihm durch die Schande, die sie über sich gebracht, fast das Herz gebrochen hatte."

„Durch welche Schande, Madame?"

Mrs. Trevor schwieg. Rupert Godwin hatte nicht für gut befunden, ihr zu sagen, daß er der Anbeter gewesen, dessen Handlungsweise Anlaß zu der grausamen Verleumdung gegeben, durch welchen Clara Ponsonby's Name angeschwärzt worden.

„Was war das für eine Schande, Madame?" wiederholte Violet. „Ich habe das Recht, den Umfang der Lügen zu kennen, die ein Elender gegen die beste und reinste der Frauen auszusprechen gewagt hat."

„Nein, nein, liebes Kind," antwortete Mrs. Trevor mit erheuchelter Sympathie, „es ist schon genug gesagt — mehr als genug! Ich bemitleide Ihr Unglück, denn es

kann kein größeres Unglück geben, als die Tochter einer Unwürdigen zu sein. Ich bemitleide Sie, Miß Westford, Ich bin aber selbst Mutter, ich habe meine eigenen Töchter zu beachten und kann daher nicht gestatten, daß Sie dieses Haus wieder betreten."

„Sie können es nicht gestatten, Madame!" rief Violet mit leidenschaftlicher Entrüstung. „Glauben Sie denn, meine eigenen Gefühle würden mir jemals erlauben, wieder die Schwelle eines Hauses zu überschreiten, in welchem der Name meiner Mutter so grausam und so unbarmherzig verleumdet worden? Nein, Mrs. Trevor, ich wünsche Ihnen guten Morgen und kann blos hoffen, daß wir uns nie wieder begegnen. Sie sind vielleicht selbst getäuscht worden, aber dennoch kann ich Ihnen nicht verzeihen, daß Sie so bereitwillig gewesen sind, von meiner lieben Mutter übel zu denken."

Nachdem Violet dies gesagt, verließ sie das Zimmer, äußerlich würdevoll und ruhig, obschon ihr das Herz fast zu bersten drohte.

Mrs. Trevor saß einige Augenblicke da und stierte die Thür an, durch welche das junge Mädchen das Zimmer verlassen hatte, als ob sie sich kaum zu fassen vermöchte.

„Ist Dir je eine solche Dreistigkeit vorgekommen, Anastasia?" rief sie endlich. „Wenn dieses bettelarme Mädchen die Königin von England gewesen wäre, so hätte sie mir kaum stolzer antworten können. Indessen

wir sind sie los und das ist doch ein Trost. Es ist übrigens ein Glück, daß Rupert Godwin mir diese Mittheilungen gemacht hat, denn ich bin überzeugt, dieses listige Geschöpf hätte sein Netz nach Sir Harold Jvry ausgeworfen und Dich bei ihm auszustechen gesucht, mein Kind. Ich beobachtete sie gestern Abend, obschon sie keine Ahnung davon hatte und sah ihre schlauen Manhöver."

Anastasia Trevor biß sich vor Aerger auf die Lippen, als sie sich der Ereignisse des vorigen Abends erinnerte — des Abends, der ein langer Triumph für sie sein sollte und der bloß zu bitterer Enttäuschung und Demüthigung für sie geführt hatte.

So heuchlerisch wir auch in unserm Verhalten gegen die Welt sein mögen, so können wir doch nicht uns selbst täuschen, und Anastasia wußte nur zu gut, daß Sir Harold's Bewunderung freiwillig und ungesucht gespendet worden, und daß Violet von dem Eindruck, den sie gemacht, keine Ahnung hatte.

„Das Beste," rief die fashionable Mrs. Trevor, nachdem sie einige Minuten nachgedacht, „das Beste bei der Sache ist, daß wir durch diesen Zwist eine halbe Woche Salair erspart haben, obschon nur der Himmel weiß, wo wir wieder eine solche Lehrerin für dasselbe Geld herbekommen sollen."

Ende des ersten Bandes.

Buchdruckerei W. Koebke, Berlin, Zimmerstraße 96.